

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- Coloured covers/
Couverture de couleur
- Covers damaged/
Couverture endommagée
- Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée
- Cover title missing/
Le titre de couverture manque
- Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur
- Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur
- Bound with other material/
Relié avec d'autres documents
- Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure
- Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

- Coloured pages/
Pages de couleur
- Pages damaged/
Pages endommagées
- Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées
- Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées
- Pages detached/
Pages détachées
- Showthrough/
Transparence
- Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression
- Continuous pagination/
Pagination continue
- Includes index(es)/
Comprend un (des) index

Title on header taken from: /
Le titre de l'en-tête provient:

- Title page of issue/
Page de titre de la livraison
- Caption of issue/
Titre de départ de la livraison
- Masthead/
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments: /
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below /
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>



Maria Himmelfahrt.



Rundschau vom Berge Karmel.

1. Jahrgang.

August, 1898.

Nummer 11.

Maria Himmelfahrt.

Ihres liebsten Sohn's benommen
Hat Maria fromm geharrt
Auf der Stunde stilles Kommen
Ihrer sel'gen Himmelfahrt.
Nicht in Schmerzen ist und Thränen
Sie gestorben und verweist,
Zu dem Sohne hat das Sehnen
Ihre Seele aufgelöst.

Was zur Straf' uns ward auf Erden,
Ward Maria doch zum Heil;
Nie sollt' ihrem Leibe werden
Die Verweisung je zu teil:
Hochumringt von Engelschaaren,
Aus dem Grab zur Morgenzeit
Ist sie selig aufgefahren
Zu des Sohnes Herrlichkeit.

O was blieb ihr noch zu hoffen
In dem reichen Himmelsaal,
Die an Gnade übertroffen
Und Verdienst der Engel Zahl?
Grüßend schauen zu der Reinen
Nun die Geister all' empor,
Erd und Himmel fortan einen
Sich zum hehren Jubelchor. —

O du Mutter Gott des Sohnes,
Liebreich und mit mildem Sinn
An der Seite seines Thrones
Herrsche, Himmelskönigin!
Denk' der Pilger, die im Orte
Der Verbannung trauernd gehn,
Und erschließ die Himmelspforte
Allen, die um Einlaß flehn.

Rev. Georg Koob.

Das vatikanische Concil und seine Bedeutung für unsere Zeit.

Von Rev. Pius R. Mayer, O. C. C.

Unbwahr der Stifter unserer heiligen Kirche die Verwaltung und Regierung derselben einem Apostel und seinen Nachfolgern übertrug, so war es doch von Anfang an Gewohnheit der Päpste, in außerordentlichen Zeiten und für besonders einschneidende Welt und Zeitfragen die Ansicht der zusammenberufenen Bischöfe des Erdkreises zu hören, und auf diese Weise ihre eigenen Entscheidungen in nachdrucksvoller Weise als die Ueberlieferung und Lehre der ganzen Kirche der Welt vor Augen zu stellen.

Zu diesem Zwecke berief schon der hl. Petrus das Apostel-Concil in Jerusalem; und seine Nachfolger stellten den nach und nach auftauchenden Irrlehren immer wieder die reine Lehre allgemeiner Kirchenversammlungen gegenüber. Dabei verlor jedoch diese Versammlung die Thatsache nie aus dem Auge, daß sie bloß als Zeuge und Beratherin anwesend war, während dem einen höchsten Hirten die dogmatische endgültige Entscheidung zustand, und nun auch in besonders verwirren Zeiten das Concil sich die Entscheidung in Anspruch zu nehmen schien, und von Parteilidenchaft verführt, Dekrete gab, welche der Kirche zum Nachtheile gereichen mußten, wie z. B. in Ephesus, Pisa, Constanz und Basel, so bezieht der katholische Erdkreis doch durch sein späteres Verhalten, daß die apostolische Ueberlieferung von der einheitlichen Lenkung der Kirche durch ihr sichtbares Haupt so tief den Herzen eingepflanzt war, daß der Widerspruch des Papstes alle Entschlüsse und Entscheidungen der Kirchenversammlungen umstieß, und die Dekrete des Einen gläubig angenommen, und den Beschlüssen der Vielen zum Troz ausgeführt wurden.

Es wäre jedoch grundfalsch, daraus zu

schließen, daß diese Kirchenversammlungen unnöthig seien. Gerade eine solche großartige Versammlung lenkt die Aufmerksamkeit von Freund und Feind auf die bestrittenen Punkte oder vorgeschlagenen Verwaltungsmaßregeln. Das Zeugniß der Bischöfe als Nachfolger der Apostel beweist in eklatanter Weise, daß die römische Ueberlieferung nicht lokal, sondern die Ueberlieferung der gesammten katholischen Kirche ist, sie also als Haupt und Mutter aller Andern mit Autorität zu sprechen, berechtigt ist, und die dadurch gezeigte Glaubenseinheit führt zu lebendigerer Einheit in Liebe und Handlung, sie bringt einen neuen Frühling des katholischen Lebens hervor, und dient zugleich als Bollwerk gegenüber erst keimenden Ketzereien, da sie in klar und lichtvoll formulirter Weise die kirchliche Ueberlieferung feststellt, und so Hunderten von Zweifeln ein Ende bereitet.

Wer sich hiervon zu überzeugen wünscht, braucht nur die Folgen des Concils von Trient in's Auge zu fassen. Welch' gewaltigen Um- und Aufschwung hat dasselbe dem katholischen Leben gegeben, wie viele Schwankende befestigt, wie viele Irrende zurückgerufen, wie viele Schäden geheilt, wie viele neue Eroberungen für Christus angebahnt, wie viele zerrüttete Lokal-Verhältnisse neugeordnet und dem ganzen Leben des Liebes Christi, d. h. seiner sichtbaren Kirche, neue Gluth, Eifer und werththätige Liebe eingehaucht! Aus den Früchten erkennen wir den Baum!

Zeit Schluß des tridentinischen Concils waren 300 Jahre ohne allgemeine Kirchenversammlung vergangen. Das zerfallende Gist des Protestantismus hatte auf das Leben des Einzelnen wie der Völker zerstörend gewirkt, und die des ewigen Haders müde Menschheit war vom Fanatismus zur

Gleichgültigkeit, von da zum Glaubenszweifel und schließlich zur Religionspötkerei bergab geschritten. Die Cyclopädisten des vorigen Jahrhunderts predigten den nackten Atheismus, und Philosophie, Naturwissenschaften und Diplomatie verbündeten sich mit ihnen, oder folgten ihrer Leitung.

Überall wurde die katholische Kirche verfolgt, aus den Schulen vertrieben, zum Heloten herabgewürdigt, während der Unglaube sich breit machte, ausblühte und als allein berechtigte Wissenschaft darstellte. Das von den geheimen Gesellschaften in's Schlepptau genommene sardinische Königshaus hatte der Kirche schon einen Theil des Erbes Petri entrißen und drohte, auch den Rest zu stehlen.

Bei so vielen und schweren Drangsalen von außen und so manchen Gefahren im eigenen Hause, hervorgerufen durch schlechende Irrlehren, Nationalkirchen, Ehrgeiz Einzelner u. s. w. ist es sehr erklärlich, daß dem hl. Vater der Gedanke einer Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung kam.

Er gab demselben zuerst Ausdruck in der Allocution vom 26. Juni 1867, als zur Feier des Centenariums der Apostelfürsten Hunderte von Bischöfen um ihn versammelt waren. Dabei sprach er von dem Primat Petri in einer Weise, daß es klar wurde, das Concilium sollte hauptsächlich zur Kräftigung päpstlichen Ansehens und Einflusses dienen, und durch sein vereinigtcs Studium für die vielen Uebel der Zeit kräftige Hülfe und Heilung bringen.

Am 29. Juni 1868 wurde die Bulle der formellen Berufung des Vatikanischen Concils erlassen. Dieselbe ist von Pius IX. und 29 Kardinälen unterzeichnet. Am 8. September desselben Jahres erfolgte die Einladung an die schismatischen Patriarchen und Bischöfe des Morgenlandes, das Concil zu besuchen und die Gelegenheit zur Wiedervereinigung der ganzen Kirche Christi zu benützen. Endlich erging am 13. desselben Monats auch an die verschiedenen Sekten die dringende Einladung, zur

Wahrheit zurückzukehren. Darin! führt Pius IX. den Protestanten vor Augen, daß eine von der allgemeinen Kirche getrennte Genossenschaft unmöglich die wahre Kirche Christi sein kann.

Unter den Katholiken erweckte die Concilsberufung den freudigsten Wiederhall, und die Wenigen, welche wie die späteren Ultrakatholiken von einer solchen Versammlung nichts für sich zu hoffen, aber Alles zu fürchten hatten, zogen es vorläufig vor, zu schweigen. Von den schismatischen Bischöfen wurde die Einladung in sehr verschiedener Weise aufgenommen. Einzelne stürmten und wiederholten alle die Anschuldigungen und Klagen des Photius und Michael Caerularius, Andere begnügten sich, den Empfang der päpstlichen Encyclica zu beschweigen und nur Wenige zeigten sich aufrichtig erfreut und bereit, der Einladung zu folgen. (Ein russischer Bischof drückte das päpstliche Schreiben an sein Herz, und rief mit Thränen in den Augen aus: „O Rom, O Petrus.“) Alle aber warteten auf einen Wink von St. Petersburg, und der Wink kam in der Form eines ausdrücklichen Verbotes an die russischen Bischöfe, das Concil zu besuchen. Die Schismatiker außerhalb Rußland richteten sich nach Leterem, und in Folge dessen folgte Keiner der Einladung.

Die protestantischen Prediger erhoben das gewöhnliche Geheul über römische Lücke und papistische Corruption und die protestantischen Regierungen verhielten sich offen ablehnend.

Waren deshalb diese Einladungen vergeblich? Nur ein gedankenloser Mensch könnte Ja sagen. Massen-Uebertritte allerdings kamen nicht vor, aber die päpstlichen Worte waren ein Sauerteig, dazu bestimmt, nach und nach die katholische Masse zu durchsäuern. Die aufrichtigsten Elemente kamen zum Nachdenken, zur Vergleichung, und die Folge waren zahlreiche Einzelnekehrungen unter den Protestanten verschiedener Länder, unter den schismatischen Griechen in Griechenland, Rumänien, Bul-

garien und der Türkei, und der Anschluß eines bedeutenden Prozentsages von Nestorianern im Oriente.

Dies ist nur als Anfang zu betrachten. Völker leben und bewegen sich langsam. Es brauchte Jahrhunderte, die heidnische Welt Europas christlich zu machen, es mag auch Jahrhunderte nehmen, dem Schisma und der Irrlehre ein volles Ende zu bereiten, aber der Stein ist in's Rollen gebracht, und er wird weiter rollen, auf dem Wege an Schnelligkeit und Kraft gewinnend, denn dem imposanten Einflusse der einen großen Kirche kann das zerplitterte Sektenthum keinen dauernden Widerstand leisten.

Zur Vorbereitung der zu entscheidenden Fragen wurden Commissionen ernannt, zusammengesetzt aus kirchlichen. W. beträgern und namhaften Gelehrten aller Länder, worunter sich auch viele Deutsche befanden.

Am 27. November 1869 wurde durch ein Apostolisches Breve die Geschäftsordnung des Concils bestimmt, in welcher die Bischöfe eingeladen werden, ihre auf die Wohlfahrt der ganzen Kirche bezüglichen motivirten Vorschläge zu machen. Sogenaunte Congregationen hatten diese Vorschläge zu prüfen, und sie für das Concil spruchfertig zu machen.

Am 4. Dezember 1869 bestimmte eine päpstliche Constitution das Nöthige für den Fall des Ablebens des Papstes während des Conc. s. Ebenso wurde das Rituale der feierlichen Concilseröffnung bekannt gegeben.

Die in Rom bereits anwesenden Synodalmitglieder versammelten sich in der Sixtinischen Kapelle am 2. Dezember 1869. Der hl. Vater in einer Allocution gab seiner Freude Ausdruck, sich von einer großen Zahl aus allen Weltgegenden umgeben zu sehen, wies auf die hervorragende Wichtigkeit der Kirchenversammlung hin, ließ die Geschäftsordnung unter die Bischöfe vertheilen, und nannte den 8. Dezember als den Tag der feierlichen Eröffnung.

Kanonendonner und reicher Flaggen- und Blumen schmuck verkündeten am Feste der Unbefleckten Empfängniß Mariä den Anbruch des wichtigen Tages. Ungeheure Menschenmassen füllten den Petersplatz und die St. Peterskirche. In der Kapelle über dem Hauptportale dieser Basilika ordnete sich die Prozeßion, um von dort in die Concilshalle zu ziehen. Außer den zahlreichen Bediensteten und Beamten, Consuloren u. waren in der Prozeßion über 700 Bischöfe, Cardinäle, Patriarchen, Nebe u. j. w. und schließlich als Krone des Ganzen der hl. Vater in Pontificalgewändern, die Bischofs-Mitra auf dem Haupte.

Verschiedene Staaten, die sich bei früheren Concilien das Recht officieller Vertretung angemacht hatten, machten dieses Recht wieder geltend. Der Papst jedoch erklärte alle diese Rechte als verjährt oder erloschen, und that damit einen bedeutamen Schritt zur Emanzipation der Kirche von allem staatlichen Einflusse. Die abgewiesenen Regierungen begnügten sich mit einem Proteste gegen ihre Ausschließung.

Nach dem feierlichen Hochamte predigte der Erzbischof Mgr. Passavalli, ein Kapuziner, der heilige Vater selbst sang die vorgeschriebenen Eröffnungs-Gebeete, der Bischof Valeriani verlas die Berufungs-Bulle, worauf an das Concil die Frage gestellt wurde: Gefällt es den Vätern die heilige und oecumenische Vatikanische Kirchenversammlung u. zu eröffnen, und auf das einstimmige Placet „es gefällt“ erklärte der Papst das Concil für eröffnet, und bestimmte den 6. Januar 1870 als Tag der zweiten öffentlichen Sitzung. Das *Te Deum* schloß die erste Sitzung.

Die ersten drei in der Zwischenzeit fallenden geheimen Sitzungen widmeten sich der Organisation des Concils, in der vierten begann die Verhandlung der dogmatischen Fragen, die jedoch auch in den nachfolgenden drei Sitzungen nicht zu Ende geführt wurden, weshalb:

Die zweite öffentliche Sitzung am Feste der hl. 3 Könige, 6. Ja-

nuar, 1870, sich darauf beschränkte, nach dem Vorgange des tridentinischen Concils das feierliche Glaubensbekenntniß abzulegen.

Da so äußerst wichtige, in das Leben der Kirche tief einschneidende und folgenschwere Fragen, wie die dem Concile vorgelegten, mit großer Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit behandelt werden und in jedem Punkte die fortdauernde allgemeine Ueberlieferung nachgewiesen werden muß, so ist es nicht zu verwundern, daß die dritte öffentliche Sitzung erst am Weissen Sonntag, 24. April, 1870, stattfand.

In dieser Sitzung wurde in 4 Kapiteln: „Ueber Gott, den Schöpfer aller Dinge,— Ueber die Offenbarung— Vom Glauben— Vom Glauben und der Vernunft“ eine Reihe von Canonen publizirt und einstimmig von der Kirchenversammlung approbirt, welche der emancipirten Wissenschaft der Neuzeit und den jüngsten philosophischen und theologischen Irrlehren den Kopf zertreten.

Die Ewigkeit der Materie, die Evolution, der Pantheismus, Emanatismus, der blinde Zufall wird verurtheilt, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Offenbarung hervorgehoben, die Erklärung des Concils von Trient über die Inspiration der Bibel voll inhaltlich wiederholt, Freigeisterei, Freidenkerei und Skeptizismus an den Pranger gestellt, die absolute Nothwendigkeit für Alle ohne Ausnahme, sich der göttlichen Offenbarung bedingungslos zu unterwerfen, betont, und der Glaube an Wunder für nothwendig erklärt. Der modernen Wissenschaft gegenüber wird der alte Satz auf das Kräftigste wiederholt, daß der geoffenbarte Glaube und ächtes Wissen nicht im Zwiespalte sein können, daß im Falle von Widersprüchen das Wissen, nicht der Glaube, im Unrecht ist, die Wissenschaft sich also dem Glauben unterordnen muß, und daß die Kirche allein competent ist, den Sinn geoffenbarter Wahrheiten zu definiren.

Zugleich erklärt die dogmatische Consti-

tution, daß nicht nur die den genannten Glaubensdekreten direkt widerstrebenden Sätze aufzugeben sind, sondern daß auch alle dazu führenden Lehren, die schon früher von den Päpsten verurtheilt wurden, zu vermeiden sind. Damit waren Günther, Froschhammer, Strauß et id genus omne, verurtheilt.

Wie nicht anders zu erwarten war, erhoben Protestanten, Ungläubige und „Gelehrte“ ein wüthendes Geheul über das „Fluch Concil“, die Verdummung der Leute, die Feindschaft gegen die „Wissenschaft“ und alle zur Zeit des Tridentinums Mode gewordenen Schlagwörter wurden hervorgehoben gegen die Kirche, die nichts lernt und nichts vergift, und sich stets als Feindin jeden Fortschritts zeigt.

Die Katholiken aber sollen Gott danken, daß sich die Kirche wieder einmal als der Fels gezeigt hat, gegen den die Mächte der Hölle vergebens anstürmen, und welche das Flittergold sogenannter Wissenschaft von dem lauteren Golde ächten Wissens so wohl unterscheiden kann, daß alle Kniffe der „Gelehrten“ nicht versangen. Der oberste Hirte hat die Pflicht, seine Herde auf gute Weide zu führen, und von schlechter abzuhalten, und dieser Pflicht hat Pius IX. in den erwähnten Canonen genügt.

Am 18. Juli, 1870, wurde die dogmatische Constitution des Papstes über den Primat Petri, die Fortdauer desselben im römischen Bisthume, der Begriff und Umfang desselben und die Unfehlbarkeit päpstlicher Entscheidungen ex cathedra von dem Concile anerkannt und unterzeichnet. Man kann sich über die Folgen dieser Canonen im Leben der Kirche kaum einen umfassenden Begriff machen.

Jahrhunderte lang hatten Irrlehrer und Schismatiker sich bemüht, den Vorrang des apostolischen Stuhles über alle Bischöfe des Erdkreises ohne Ausnahme zu läugnen, die Fehlbarkeit päpstlicher Dekrete selbst durch Geschichtsverfälschung zu beweisen, die Stellung des Papstes auf allmähliche Usurpation zurückzuführen, und

ein allgemeines Concil über den Papst zu stellen. Der Gallikanismus und Jansenismus hatten der Kirche tiefe Wunden geschlagen, und die englische Hochkirche sich in lächerlicher Weise bemüht die Welt glauben zu machen, daß sich widersprechende, sich gegenseitig befehdenbe Sekten in ihrer Gemeinsamkeit die eine katholische Kirche bilden, selbst wenn der Fürst der Apostel seinen Widerspruch einlegte.—Ja selbst unter den Concils-Vätern gab es Einzelne, die sich gegen die Unfehlbarkeits-Erklärung stemmten, und oft als Lüge bewiesene Geschichten aufbrachten, während andere Glieder des Concils zwar das Dogma glaubten, aber aus Furcht vor kommenden Kämpfen die Verkündigung desselben aufgeschoben wünschten.

Als jedoch die letzte feierliche Abstimmung des Concils am 18. Juli, 1870, stattfand, stimmten nur Zwei dagegen, und auch diese unterwarfen sich, so daß alle geheimen Antriebe von Regierungen und Pseudoschismatikern zu Nichte wurden, und ein von der Kirche seit den Zeiten der Apostel bekannter und geübter Satz der Welt als unverbrüchlicher Glaubensartikel vorgestellt wurde.

Verirrungen, wie sie in Constanz und Basel vorkamen, sind inskünftig unmöglich, denn die päpstliche Entscheidung bedarf der Zustimmung der Kirche nicht, um bindende Kraft zu erhalten.

Daß alle Feinde innerhalb und außerhalb der Kirche sich aufbäumen würden, war vorauszu sehen. Nebelwollende Elemente schieden sich aus der Kirche aus, und bildeten die berüchtigte „*Ulkatholische Kirche*.“ Staatsregierungen stellten sich auf ihre Seite, zwangen die Katholiken, zum Unterhalte dieser Neuprotestanten Steuern zu zahlen, Kirchen wurden den Katholiken mit roher Gewalt entrißen, und der neuen Sekte übergeben, katholische Lehrstühle neuprotestantischen Professoren eingehändigt, um die judierende katholische Jugend zu verderben, und ein Culturkampf in Scene gesetzt. Ein Staatsminister, sogenannter Katholik, entblödete sich nicht, bei

protestantischen und schismatischen Regierungen Anträge auf einen allgemeinen Ansturm gegen die Kirche und Abbruch offizieller Beziehungen zu derselben zu stellen. Katholische Bischöfe und Priester wurden Bekenner des Glaubens, eingekerkert, verbannt, ihrer Einkünfte beraubt. *No popery*, war der Schlachtruf in England unter Führung des greisen Gladstone.— Kurz, alle Kräfte der Hölle wurden concentrirt. Und das Resultat?

Die *alkatholische „Kirche“* ist am Aussterben, selbst von ihren früheren Gönnern verachtet. Der Vater der Culturkampfgesetze ging erst nach Canossa, und sodann selbst in die Verbannung aus seiner Machtstellung.—Andersgläubige, statt durch die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit abgestoßen zu werden, wurden vielmehr angezogen, unlautere Elemente schieden aus der Kirche, Andere wurden mit größerem Interesse von ihrem Glauben und neuen Eifer erfüllt, und in den Augen der Regierungen hat der Papst einen Einfluß und eine Machtstellung errungen, wie er sie in gleichem Umfange in den letzten 400 Jahren nicht besaß.

Mentita est iniquitas sibi. Die Gottlosigkeit hat sich selbst belogen.

Außer den vom Apostolischen Stuhle approbirten Glaubens-Artikeln hatten die eingesegneten Commissionen andere Glaubensfragen zur Entscheidung vorbereitet über die hl. Dreifaltigkeit, die Erschaffung und den Fall des Menschen, die Menschwerdung Christi und die Erlösungs-Gnade, sowie über die Kirche und ihre Eigenschaften und Stellung,—und überdies waren so viele wichtige Anträge gestellt worden, daß die Erledigung derselben eine Fortdauer des Concils auf Jahre nöthig gemacht hätte.

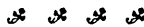
Allein die Arbeiten dieser so wichtigen Vatikanischen Kirchenversammlung sollten nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes plötzlich unterbrochen werden. Die piedmontesischen Räuberbanden rückten plötzlich, ohne Ursache, ohne Kriegserklä-

zung in den dem Papste noch verbliebenen Rest des Kirchenstaates ein, beschloffen Rom an der Porta Pia in der Nähe des Laterans, und occupirten die ewige Stadt. Zusammengelauenes Gefindel aus ganz Italien begleitete die Occupations-Armee und Frevel und Gotteslästerungen jeder Art waren gang und gebe.

Unter diesen Umständen war das Concil seiner Freiheit und Unabhängigkeit beraubt, und die Mitglieder desselben persönlichen Gefahren ausgesetzt, gegen welche keine der kirchenfeindlichen Regierungen Europas sie zu schützen Willens war. Deshalb wurde durch die Bulle vom 20. October, 1870, das Concil suspendirt, und die Fortsetzung auf bessere Zeiten verschoben.

Bis heute sind diese besseren Zeiten nicht gekommen, aber die Hand Gottes liegt

schwer auf dem unglücklichen Lande des Kirchenräubers. Der Staat ist bankerott, das Volk hungert, die Kirche wird verfolgt, die Geheimbünde wühlen, unterminiren, und suchen Altar und Thron in einem Schlage zu vernichten, und lange kann es nicht mehr währen, bis die Catastrophe hereinbricht. Aber auch dann werden Jahre vergehen, bevor das Concil seine Arbeiten wieder aufnehmen kann, und von der 700 Prälaten, die die Eröffnung sahen, wird Keiner die Fortsetzung erleben. Selbst der beendigte Bruchtheil jedoch ist so unermesslich wichtig und für Welt und Kirche folgen schwer, daß er allein die Berufung des Concils gerechtfertigt, und Mühen und Auslagen der Mitglieder reichlich belohnt hat. Gott gebe die baldige Fortsetzung.



Zu Venedig, der Königin des Meeres, ward im Jahre 1481 aus einer altadeligen Familie Hieronymus Nemiliani geboren. Von einer frommen Mutter nur für Gott und den Himmel erzogen, verließ er doch schon als Jüngling von fünfzehn Jahren die Tugendbahn. Er fürchtete Gott nicht mehr, nur vor den Augen der Welt wollte er noch untadelhaft erscheinen. Er trat in den Kriegsdienst und ergab sich, nachdem auch sein Vater gestorben war, allen Ausschweifungen einer ungezügelten Leidenschaft. Im Kriege war er tapfer, überhaupt ein guter, tüchtiger Soldat, that sich in vielen Schlachten rühmlich hervor; aber in den Augen Gottes war er ein armer, unglücklicher Sünder. So durchlebte er seine Jugend in allen möglichen Ausschweifungen bis in sein dreißigstes Jahr.—Als im Jahre 1511 die Festung Kastelnuova mit Sturm eingenommen wurde, befand er sich eben darin. Mit Heldenmuth kämpfte er an der Spitze seiner Soldaten, doch die Feinde überwältigten ihn. An Händen und Füßen gefesselt, ward er ins Gefängniß geworfen und hatte jeden Augenblick den Tod zu erwarten. In

diesem Glende wachte er auf. Er erinnerte sich mit Wehmuth an die Tage seiner Jugend, wo er so oft vor dem Gnadenbilde Mariens von Treviso betete. Mit heißem Gebete verlobte er sich dorthin und sein Verstand ward hell—er erkannte seine Sünden, und sein Herz wurde warm—er weinte bitterlich. Ungewöhnlicher Glanz erleuchtete des Kerkers Dunkel, Maria erschien ihm vom Lichtglanz einer Sonne umflossen, so daß er von den Strahlen geblendet nicht in ihr Antlitz zu schauen vermochte, sie berührte ihn und die Fesseln fielen und sie führte ihn aus dem Gefängnisse wunderbar und sicher mitten durch die Feinde bis hin nach Treviso. Dort dankte Hieronymus auf seinen Knien und in Reuethränen zerfließend seiner himmlischen Mutter für die Rettung des Lebens. Nun aber war er wie umgewandelt; bei einer Hungersnoth im Jahre 1528 verkaufte er all seine Habe, um die Armen zu speisen; die Kirchen und die Spitäler der Kranken waren von nun an die Orte, wo er die schönsten Werke der Gottseligkeit übte. Sein heiliges Leben beschloß ein ebenso kostbarer Tod. Er verschied am 8. Februar 1537 mit den Worten: *M a r i a , m e i n e S o n n e !*

Wunderbarer Schutz Mariens.



Auf den Abhängen der „Frau Hüttl“, einer kahlen Felsmasse, die nach Nordwest bei Innsbruck das Innthal umschließt, liegt zwischen dichtem Nadelgehölz ein kleines, nettes Dörfchen, dessen Bewohner sich ausschließlich mit Holzhandel und Viehzucht beschäftigen.

Dieses Dörfchen war nun im Winter 1850 regelrecht eingeschneit. Nur die Kirche mit dem grasgrünen, schlanken Thürmchen hob sich kecker heraus, als sei sie selbst über einen solchen Winter erhaben.

Dort stand eine kleine Wohnung, die dem Seppel gehörte. Der Seppel war ein junger, frischer, slinker Ehemann, der nach Tiroler Art sich seine Frau ehrlich heimgeholt hatte, nachdem er mit rüstiger Hand sich seine eigene Laststeuer ehrlich verdient und erspart hatte. Der wohnte nun mit seiner jungen fleißigen Kreuzzug im eigenen Häuschen und genoß das tiefe Glück eines ehelichen Hausstandes mit echt tirolischer und sinniger Gemüthlichkeit. Beide schafften und schalteten recht emsig in dem kleinen Häuschen und beteten fleißig miteinander und übten Gottesfurcht.

Dem Seppel war eines Tages das Brennholz ausgegangen. Da rüstete er sich eines Morgens, hinaus in den eingeschneiten Wald zu ziehen, um den nöthigen Bedarf sich zu holen. Den Zugschlitten holte er hervor, prüfte die Axt, band die Zugriemen zurecht und genoß dann mit seiner Gattin die Morgensuppe. Auch das übliche Gebet wurde nicht vergessen, wie er es schon von der „Ani“ (der Großmutter) gelernt, und nachdem er sich mit Weihwasser besprengt und gesegnet, schritt er mutbig, den Zugschlitten auf dem Rücken und den Alpenstock in der Hand, in den glitzernden Winter hinaus. „Behüt' di Gott!“ rief er seiner jungen Frau zu beim Scheiden.—„Behüt' di Gott auch!“ jagte

diese und stand an der Thür und schaute dem Seppel so seltsam nach mit ihren tiefen, melancholischen Augen, als ob irgend etwas nicht recht wäre—sie wußte selbst nicht was. Der Seppel aber schritt wohlgemuth einher in seiner frischen Manneskraft, die selbst des stärksten Winters spottete.

Einen Holzplatz hatte er endlich gefunden, wo er ohne Waldschaden schlagen konnte; also bekreuzte sich der Seppel, legte den Schlitten beiseite, und hell und lustig klang die Axt an den knarrenden Tannenstämmen. Dann zerlegte er den gefällten Stamm, um seinen Schlitten zu beladen. Mit starker Behendigkeit hatte er bald sein Werk vollbracht, den Schlitten beladen und konnte sich zur Heimfahrt anschicken. Zuerst genoß er noch ein Stück trockenen Brotes, pfiß dann, während er sich die Zugriemen umlegte, sein Lied, und „in Gottes Namen“ sollte es nach Hause gehen.

Das ist nun keine Spielerei, einen solchen beladenen Schlitten zwischen den Bäumen hin durch brechenden Schnee, über verschneite Tiefen und holperige Wege fortzuzerren, besonders gefährlich zwischen diesen Abhängen, wo ein falscher Tritt, ein leises Nachgeben der unteren Schneedecke in Lebensgefahr stürzt oder gar sicheren Tod bringt.

Seppel, mit sicherer Hand und spähendem Auge jeden Fußtritt prüfend, hatte bereits ein kleines Stück Weg mit seiner Last zurückgelegt, als er am schmalen Pfad anlangte, der sich eng um einen überhängenden Felsen wand, kaum so breit, daß der Schlitten konnte nachgezogen werden. Neben dem Pfade eine abschüssige Wand, darunter eine verschneite Schlucht. Vorsichtig prüfte er die Festigkeit der Schneedecke, fest setzte er den spitzen Alpstock ein, zog den Schlitten an und drei, vier Schritte ging's glücklich vorwärts;—rüsti-

ger wollte er voranschreiten, da weicht die gefrorene Schneescholle unter dem Schlitten dicht unter seinen Füßen und gleitet die Felswand hinab, reißt aber zugleich in starkem Ruck den Schlitten nach. Die Last wird übermächtig, und Seppel mit seinem beladenen Schlitten stürzt in die verschneite Schlucht hinein; dreißig bis vierzig Fuß tief war der unglückliche Mann in dieser schaurigen Einsamkeit begraben. Er weiß nicht, wie es zugegangen, aber in den Knieen liegt er gekauert im Schnee, die Ellbogen vor sich hingedrückt, in den unbeweglichen Händen beide Zugriemen, auf ihm die Schlittenlast, daß er sich nicht rühren noch regen mag, in eißigem Schnee verscharrt. Beten und sterben ist das einzige, was ihm nach menschlichem Ermessen übrig bleibt.

* * *

Hell klingt das Mittagsglöckchen in N. in das Gebirge hinein, von den reinen Lüften der Alpwände hinaufgetragen. Wo immer die Leute gehen und kommen, fallen sie fromm die schwierigen Hände, bleiben stehen und beten den Engel des Herrn laut und freudig, als ob das ganze Dörfchen eine Familie wäre. Auch Kreszenz, des verunglückten Seppel noch glückliche Gattin, hatte eben das Gebet vollendet und das Mittagsbrot, das duftende, kräftige „Muaj“ zum Feuer gerichtet, war dann aus Fenster gesprungen, um die Gasse hinunterzulugen, ob denn ihr Seppel noch nicht komme. Nein, noch hörte und sah sie nichts.

Nachmittag war's, und Abend wurde es, die Sonne ging zur Ruhe. Als aber die Alpen röthler und röthler wurden und noch immer kein Seppel sich sehen ließ, trat die schreckliche Gewißheit geschehenen Unglücks vor die Seele der armen Frau, und hinaus eilte sie endlich in die Nachbarschaft, Hilfe zu fordern von den umwohnenden Männern.

„Der Seppel ist verunglückt beim Holzschlagen! Der Seppel liegt im Schnee! Heiliger Gott, thut Barmherzigkeit, ihr

Männer, und sucht meinen Seppel!“ Mit diesem Angstschrei stürzte Kreszenz in die nächsten Wohnungen hinein und brachte ihr Leid und ihre Angst in die Herzen ihrer Mitmenschen. „Seid Christen, seid barmherzig,“ flehte sie die Männer an, „und sucht meinen Mann! Gott wird's tausendmal vergelten!“

Des Jammers bedurfte es nicht so viel. Kurz entschlossen traten die nächsten vier Männer zusammen, fragten die Richtung aus, die der Seppel wohl mochte eingeschlagen haben, sprachen ein kurzes Gebet, und „in Gottes Namen“ ging's zum Walde.

Die Männer suchten und suchten, bis in die Nacht hinein. Aber trotz aller Mühe und Anstrengung fanden die guten Leute nichts. Man rief sich hin und wieder zusammen, schlug miteinander eine andere Richtung ein, glaube bald hier bald dort eine Spur von frischem Holzschlagen entdeckt zu haben, überzeugte sich wieder vom Irrthum und erschöpfte sich dann in vergeblichem Rufen und Schreien.

Als man sich in dieser Weise ein paar Stunden abgemüdet, beschloßen die Männer, nach Hause zurückzukehren. War es doch gewiß, daß Seppel verunglückt war, und schien es selbst so gefährlich, wie nutzlos, das Suchen fortzusetzen während der Nacht.

Also gingen sie zögernden, bangen Schrittes wieder dem Dorfe zu. Wer sollte der Kreszenz zuerst die Trauerbotschaft überbringen? Ach! die arme Frau hatte in der heftigsten Angst während zweier schrecklichen Stunden inmitten der Nachbarnfrauen zugebracht, um Hilfe oder Trost bei Gott zu suchen.

So gewiß es menschlicherweise scheinen mußte, daß Seppel rettungslos verloren war, so konnte sich Kreszenz doch in ihrer tiefsten Seele nicht mit dem Verluste ihres Mannes zufriedengeben, vielmehr rang ihr Herz mit einer geheimnißvollen Gewalt gegen das ärgste an und hielt die Hoffnung der Rettung aufrecht.

Selbst als die Männer ohne Seppel zurückkehrten, wollte die Hoffnung nicht sterben. Zwar jammerte das arme Weib laut auf, aber nun lief sie zum Dorfe hinein, wo man von ihrem Unglücke schon gehört hatte, bat und beschwor die Männer, doch aufs neue nach Seppel zu suchen, und—welches Christenherz hätte kein Erbarmen gehabt?—sämmtliche Männer des Dorfes machten sich auf, von neuem dem verunglückten Seppel nachzuspüren. Mieszeng begab sich wieder ins Gebet, die beste Hilfe, die sie bringen konnte.

Es schlug auf den Thürmen Zinsbrucks gerade 7 Uhr, als die Männerchaar den Wald erreichte. Driskundig waren wohl alle, nur verschneit der Winter in der Regel die kleineren Merkzeichen. Man theilte sich in einzelne Gruppen ab und wollte so den ganzen Wald durchstöbern. Das helle Mondlicht kam dabei trefflich zu statten.

Stunde um Stunde verram, von Seppel noch keine Spur. Bereits war der ganze Wald, soweit er nur zugänglich war, durchsucht, hie und da hatte man Spuren von Holzschlagen gefunden, aber auf die Spur Seppels hatte das nicht geführt. Trostlos und voll Bangigkeit begegneten sich die braven Männer, in vergeblicher Anstrengung nur ihrem Kummer wehrend.

Gegen 11 Uhr in der Nacht fanden sie sich auf einem freien Platze zusammen und konnten sich nur gegenseitig ihre vergebliche Mühe erzählen. Und doch wollten sie ohne Seppel nicht zu seiner jammernenden Frau zurückkehren. Während sie an ihrer eigenen Hilfe verzagen, tritt der Hansel in die Mitte.

„Laßt uns beten, damit der liebe Gott uns zeigt, wo der Seppel liegt. Rufen wir die schmerzhafteste Mutter an, die den Christen in keiner Noth verläßt!“

So der alte Hansel, und siehe da, rings im Kreise in den Schnee hinein knieten die Männer und rufen aus tiefer Seele den Heiland und seine gebenedeite Mutter an für den verunglückten Seppel.

Da ereignete sich etwas Besonderes.

Während sie eine Weile beten, glauben sie einen fernem dumpfen Ruf zu hören. „Da bin ich! da bin ich!“ Erstaunt und erfreut springen sie auf und horchen hinaus. Alle haben dasselbe vernommen.

„Da bin ich!“ ruft's noch einmal, doch schwächer.

Dann halten sie still und „Seppel, Seppel! Um Gottes willen Seppel, wo?“ rufen sie vor Schreck und Freude. Eine Weile ist's still—die Herzen wollen nicht mehr schlagen, wie laut sie soeben noch pochten.

„Da bin ich!“ ruft's wieder, und zwar gar nicht weit, so daß die Richtung nicht mehr zu verfehlen ist. Der Ton dieses Rufes ist aber so dumpf und geheimnißvoll, daß er den Männern durch Mark und Bein dringt.

Nun geht das Suchen noch einmal an, diesmal in freudiger Aufwallung aller Gefühle. Gar bald hat man am Pfade die Stelle entdeckt, wo der Schneesturz stattgefunden, auch die Schlittensspuren sehen sie nun alle ganz deutlich im Schnee.

Schnell wurden die Rettungsstricke an die nächsten Bäume befestigt und zwei Männer vorsichtig in die Schlucht hinabgelassen.

Zuerst fand man den Schlitten, unter dem sich Leben kund that. Mit riesiger Kraft hoben die Männer den Schlitten in die Höhe—siehe da—Seppel hängt darunter, noch in derselben Stellung, wie er am Morgen damit gefallen war.

Stricke hinunter! Stricke hinunter!“ und es raffelten schon die Hilfsstricke auf dem Schnee. Im Nu ist Seppel heraufgezogen. Ihn heraufziehen, umringen, ihn um den Hals fassen und umarmen war ein und dasselbe. Nun ging die Fahrt die Steinwand hinauf. Zum Reden hatte keiner Zeit gefunden. Oben ging der Fabel aufs neue an. Alle wollten ihn, den Lebendigen, den Gefunden, ans Herz drücken und sich durch handgreifliche Beweise von seiner wunderbaren Erhaltung überzeugen.

Seppel selbst athmete tief auf, und ein süßes Gebet quoll von seinen Lippen.

„Hast gerufen?“ fragte ihn der alte Hansel, nachdem der erste Sturm der Freude vorüber war.

„Was sollt ich rufen?“ versetzte Seppel, „kommt' kaum Athem schöpfen da unten!“

„Hast Angst g'habt?“

„Hab' keine Angst g'habt!“ antwortete Seppel ganz ruhig; „hab' gebetet zur Mutter Gottes und zu den Armen Seelen, und da hab' ich g'wußt, daß ich nicht werd' umkommen im Schnee.“

Die Männer wüchelten sich die Augen, denn die Hilfe Gottes war doch zu greifbar gewesen.

Nach Haus ging der Zug wie im Triumph. Das Freudengeschrei kündigte schon frohe Heimkehr an. Alt und jung kam mitten in der Nacht zusammengelaufen ihnen entgegen. Kreszenz flog des Wegs daher über den Schnee, sie meinte später selbst, sie habe Flügel gehabt. Am Halse Seppels brachen ihre Thränen los.

„Nein, nein!“ du konntest nicht zu Grunde gehen, hab' ich doch die Mutter

Gottes und die Armen Seelen so sehr gebeten, dir und mir zu helfen!“

Numerzählten die Männer von dem wunderbaren Ruf, und wie der Seppel sei erhalten gewesen und wie die Mutter Gottes und die Armen Seelen geholfen, und gebetet wurde noch einmal im Hause Seppels von allen, und dann gingen die treuen Bergkinder heim und lobten und priesen Gott.

Kreszenz und Seppel saßen aber die ganze Nacht weinend und betend bei der „Hausmutter“ mit dem Heilande, und was sie dort fromm gelobt, das werden sie halten, jährlich hinaufwallen zum Waldrast, um beim Gnadenbilde der Gebenedeiten für die Armen Seelen zu beten bis an ihr seliges Ende.

Das Vorstehende ist geschehen im Dezember 1850. Daß der Verunglückte nicht gerufen hat, das bezeugte er selbst; daß er nicht rufen konnte, das sahen seine Kameraden, daß, wenn er gerufen hätte, er nicht hätte vernommen werden können, das geht aus dem Ganzen hervor. Wer hat nun gerufen?



Carl VI., dieser unglückliche und eines besseren Looses so würdige König von Frankreich, stiftete während der ersten Jahre seiner Regierung in Folge eines in Languebec gehaltenen Schießbundes einen Ritterorden zu Ehren der heiligen Jungfrau. Zur Zeit seines Aufenthaltes in Toulouse nämlich jagte er oft mit Olivier von Clisson, Peter von Navarra und einer Menge anderer Hofherren in dem alten Walde von Bouconne. Als er sich eines Tages in Verfolgung eines Wildes von seinem Gefolge getrennt, überraschte ihn die Nacht mitten auf der Heide, rings umgeben von spadlosen Wildnissen und großen Wäldern voll Bären und Eber; die Gefahr seiner Lage wuchs, als die Nacht immer dunkler herabfiel und ein neblichter Himmel alle Sterne barg. Bestürzt über seine Einsamkeit, nicht wissend, welche Richtung er nehmen sollte, verlobt sich der Fürst feierlich zu Unserer lieben Frau von der Hoffnung und stellt sich demüthig unter ihren Schutz. Als bald zerstreut ein leichter

Wind die Wolken und ein glänzender Stern wirft seine Silberstrahlen auf einen Fußpfad, der den jungen Monarchen aus dem Walde führt. Des andern Tages kommt Carl an der Spitze seiner Barone, die mit Ausnahme des Hauptes in voller Rüstung waren, sein Gelübde in Mariens Kapelle zu lösen. Zum Andenken an das gefährliche Abenteuer, so er bestanden, gründete er bald hernach den Orden von unserer lieben Frau von der Hoffnung und verordnete, daß ein Stern dessen Sinnbild sei. Diese Stiftung beweist noch ein altes Bild, das man auf der Klostermauer der Karmeliten von Toulouse sieht neben der Kapelle von Unserer lieben Frau von der Hoffnung. Es stellt den König von Frankreich dar, umgeben von seinen Ritters, den Herzogen von Touraine und Bourbon, von Peter von Navarra, Heinrich von Bar und Olivier von Clisson, deren Namen unten stehen. Oben schwebt ein Engel mit Streifen, auf welchen dreimal das Wort **G o t t e s** steht.

Das Vertrauen zu den Heiligen.

Von Fernan Caballero.

Hört zu, liebe Kinder, ich will Euch jetzt ein Exempel erzählen; ein Exempel ist nämlich eine Begebenheit, die sich nicht wirklich zugetragen hat (wiewohl sie sich zugetragen haben könnte), die aber seit unzähligen Jahren von einer Generation der andern erzählt worden ist und immer für Geist und Herz eine gute religiöse Lehre enthält.

Es lebte einst ein wackerer Biedermann, von Stande ein Zimmermann und deshalb dem Schutzpatron der Zimmerleute, dem Heiligen Joseph, von Herzen ergeben. Der heilige Joseph, wie Ihr wißt, war nämlich auch ein Zimmermann und Ihr kennt wohl alle das hübsche Weihnachtsverschen :

Maria's Knabe hat
Kein Wiegelein,
Sein Vater ist Zimmermann
Und macht ihm ein'.

In einem Capuzinerkloster hatte unser Zimmermann seinem Heiligen ein Altarwerk geschenkt, und dasselbe so fein gearbeitet und in den Nischen so schön die Zimmermannswerkzeuge angebracht, daß alle Welt, die es sah, sich darüber freute und sich dadurch recht lebhaft an die Liebe und Demuth des Gottmenschen, der die Wohnung des armen, aber fleißigen Zimmermannes Joseph nicht verschmäht hatte, erinnerte fühlte. Denn es ist eigen mit uns Menschen : oft machen die Dinge, die wir sehen, mehr Eindruck auf unser Gemüth, als die wir hören, und daher kommt es auch, liebe Kinder, daß unsere heilige Religion uns gern die Geheimnisse des Glaubens in sichtbaren Zeichen darstellt.

Es trug sich aber zu, daß unser Zimmermann von Unglück heim gesucht wurde : er verlor seine Frau und alle seine Kinder bis auf eine kleine Tochter, die am Leben blieb ; er selbst wurde alt und krank und schwach

und zuletzt erblindete er noch. Doch alle diese Widerwärtigkeiten trug er mit großer Geduld und Ergebung und sein Vertrauen zu Gott und seinem Schutzpatron warf er nicht weg.

Da er nicht arbeiten konnte und seiner Tochter, die ihn pflegen mußte, auch wenig Zeit übrig blieb, mit Nähen oder dergleichen etwas zu verdienen, so mußten sie von ihrer Habe ein Stück nach dem andern verkaufen und geriethen endlich in die äußerste Noth. In dieser traurigen Lage fühlte der Alte sein Ende nahen, und da er als guter Christ sich auf einen seligen Tod vorbereiten wollte, sagte er seiner Tochter, sie möchte einer Gerichtschreiber holen, er wolle sein Testament machen.

„Ein Testament machen, lieber Vater?“ rief seine Tochter mit Thränen, „Ihr habt ja Nichts zu testiren?“

„Thue, meine Tochter, was ich Dir sage.“

Das Mädchen gehorchte, wiewohl sie glaubte, der Vater liege in starkem Fieber und wisse nicht, was er spreche, und that, wie ihr befohlen.

Der Amtschreiber dachte natürlich, der Zimmermann sei ein Geizhals gewesen, habe sich immer nur arm gestellt und dabei große Schätze gesammelt und in Sicherheit gebracht. Nach wenigen Minuten war er beim Kranken und hatte die übliche Eingangsförmel „Im Namen der Dreieinigkeit“ geschrieben. Als er nun die Willenserklärung des Alten erwartete, begann dieser zu dictiren: „Ich gebe meine Seele Gott, meinen Körper der Erde, und erkenne zum Vollstrecker dieses Testaments und Vormund meiner Tochter meinen Schutzpatron, den heiligen Joseph.“

Als er dies gesagt, entschlief er im Herrn mit jener Ruhe, die denen, welche lebendi-

gen Glauben und ein gutes Gewissen haben, in der Todesstunde zu Theil wird.

Der Gerichtschreiber war schlechter Laune und ging fort. Die arme Tochter fühlte nun aber erst wirklich den Schmerz der Armut und Verlassenheit, nicht wissend, wo er sie für ihren toden Vater ein Leichentuch und einen Sarg und was sonst zum Begräbniß gehörte, nehmen sollte. Als sie weinend so allein da saß und das stille Todtengesicht beobachtete, klopfte es plötzlich an der Thür. Sie öffnete und ein ehrwürdiger Greis mit sanftem, freundlichem Mitleid und stillem, anspruchslosem Wesen trat herein; er trug einen Rock und einen dunkeln Mantel darüber und hielt einen Stab in der Hand.

„Bekümmere Dich um Nichts,“ sagte er zum Mädchen, „ich werde schon für Alles sorgen.“

Damit ging er und bald kehrte er mit Sarg und Leichentuch zurück; auch die Geistlichkeit kam und der arme Zimmermann hatte ein kirchliches und anständiges Leichenbegängniß. Als man vom Grabe zurückkam, wünschte der Fremde der Waise eine gute Nacht und versprach ihr, des andern Tages wiederzukommen.

Darauf ging der fromme Alte nach einer nahen Stadt und kam in das Haus eines reichen und angesehenen Mannes. Er ließ sich anmelden, als hätte er ein wichtiges Geschäft zu besprechen, und sagte zum Hausherrn:

„Erinnert Ihr Euch des großen Ungewitters auf dem Meere, nachdem Ihr Euch mit Eurem ganzen Vermögen von Indien nach Spanien eingeschifft hattet?“

„Ja, ich erinnere mich,“ antwortete überrascht der reiche Mann; „aber wie könnt Ihr das wissen?“

„Erinnert Ihr Euch auch noch des Gelübdes, das Ihr thatet, so Euch Gott aus jener Gefahr retten würde,“ fuhr der fromme Greis fort, „nämlich das ärmste und tugendhafteste Mädchen zum Weibe zu nehmen?“

„Wohl, wohl!“ sagte der reiche Mann,

„doch wie wißt Ihr das Alles, da ich es doch nie Jemand mitgetheilt habe!“

„Habt Ihr den Voratz, Euer Gelübde zu erfüllen?“ fragte der Greis weiter.

„Ja“, rief der reiche Mann aus, „ja! Wie gereut es mich, so saumselig mit dieser Erfüllung bis jetzt gewesen zu sein!“

„Wollt Ihr, daß ich Euch jetzt das ärmste und tugendhafteste Mädchen zeige?“

„Ich bin es zufrieden. Ihr flößt mir so viel Ehrfurcht und Vertrauen ein, daß ich entschlossen bin, Euch willenlos zu folgen.“

Sie machten sich nun beide auf den Weg und kamen bald zur armjeligen Wohnung der verlassenen Waise. Das arme Mädchen war gerade in der größten Noth; denn zu ihrem großen Verluste kam nun noch, daß ihr der Hauswirth aus Furcht, von ihr kein Geld zu erhalten, die Miethe gekündigt hatte.

„Weine nicht,“ sagte der ehrwürdige Greis zum armen Mädchen, „und ängstige Dich nicht wegen Deiner Zukunft. Siehe, der Herr, der hier neben mir stehet, wird für Dich sorgen. Er ist gut und fromm und mit zeitlichen Gütern gesegnet: er will Dich zum Weibe nehmen und wird Dich als sein Ehegemahl leiten und beschützen.“

Nach kurzer Zeit hatte der Greis alle Anstalten zur Hochzeit getroffen. Die Trauung war geschehen und man saß beim fröhlichen Mahle. Da baten ihn die Neuvermählten, er möchte ihnen doch sagen, wer er sei, er, dem sie so viel zu verdanken haben. Der Greis erhob sich und antwortete mit großer Würde und Freundlichkeit:

„Ich bin Joseph, der von Gott begnadet wurde, der Gefährte Mariä und der Hüter des Gotteskinds zu sein. Dein frommer Vater, meine Tochter, widmete mir bis zu seinem Tode treue Andacht und Verehrung und machte mich auf seinem Sterbebette zum Vollstrecker seines Testaments. Nun, ich habe Alles pünktlich vollzogen, seine gute Seele trug ich zu Gott, seinen Leib bestattete ich, und als Dein Vormund habe ich Dich nun aufrichtig versorgt.“

Da öffnete sich auf einmal die Decke des

Zimmers und ein Licht, rosenfarben wie die Morgenröthe und hell wie der Mittag, brach herein, und ein himmlisches Kind erschien in jener Glorie und sprach zum Greise :

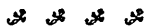
„Komme, mein Vater, denn die Mutter verlangt nach Dir!“

Das fromme Ehepaar war während dieser Erscheinung auf die Knie gesunken und empfing mit gesalbeten Händen und thränen schweren Augen den Segen des Heiligen, der mit seinen Blicken auf dem geliebten Paare ruhend, die Hand des Gotteskinds ergriff und langsam aufschwebte, bis sich seine Gestalt im Himmelsblau verlor.

Solche wunderbare Segnungen der Heiligen erleben wir täglich, liebe Kinder, nur daß sie sich nicht gerade so sichtbar offenbaren, und es wäre traurig zu denken, daß der Verkehr mit denen, die hier auf Erden unsere Brüder und Lehrer waren, dies vergängliche Leben nicht überdauere. Zwar sprechen heutzutage viele von Fanatismus,

wenn man den Glauben der Väter treu bewahren und ihn in Andern durch Wort und Schrift stärken möchte. Aber was ist denn Fanatismus? Das Wörterbuch unserer gelehrten Akademie in Madrid sagt „mit Wuth und Hartnäckigkeit irrigere Meinungen vertheidigen.“

Ist das nun richtig, so seht Ihr, daß von Fanatismus bei uns nicht die Rede sein kann. Ich habe Euch eine alte fromme Geschichte vom Vertrauen zu den Heiligen erzählt: ist nun auch diese Geschichte nie geschehen, so hätte sie doch geschehen können und enthält nichts Unehreerbietiges gegen die Heiligen, noch Anstößiges gegen den Glauben und die Liebe, diese ersten uns Christen vorgeschriebenen Tugenden. Und endlich, wenn nun wirklich Jemand unter Euch diese meine Geschichte, wie ich sie erzählt habe, glaubte und für wahr hielt, welches Uebel könnte denn daraus entstehen? Gewiß gar keines; es würde mir nur die Unbefangenheit und Arglosigkeit Eurer lieben Kinderherzen beweisen.



Die Verweltlichung unserer Tage.—Der Gang der Weltgeschichte scheint eine ungehemmte Verweltlichung zu sein, denn die Welt ist nichts anders als der Inbegriff jener Klugheit des Fleisches, welche der Apostel als Gott feindlich erklärt! Die Welt war immer und wird immer im Widerspruch mit der Heiligkeit, der Reinheit, der Gerechtigkeit Gottes sein. Deshalb sagt der heilige Johannes: „Alles, was in der Welt ist, ist die Begierlichkeit des Fleisches und die Begierlichkeit der Augen und die Hoffart des Lebens.“ Das lateinische Mundus (= Welt), sowie das griechische Kosmos—ein lucus a non lucendo. Glückliche, wer von der Welt nicht besetzt wird!

Die Errungenheiten von 1789.—Im Jahre 1789 wurde der Welt ein Dokument bekannt gegeben unter dem Titel: „Prinzipien der Menschenrechte.“ Von den Menschenpflichten und Gottesrechten

liest man nichts. Das ist moderner Zeitgeist, der seit jenen Tagen sich weiter Bahn gebrochen. Jene Grundsätze waren die Saat des Unglaubens und der Immoralität. Man vergleiche damit das Dokument der Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten.

Schrift, Aufklärung, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.—Alle diese Worte sind und werden ohne Unterlaß gebraucht und mißbraucht; sie haben daher bei vielen einen bösen Klang. Dennoch haben sie einen wahren, göttlichen Kern in sich, wie sehr auch Menschen ihn mit Trug und Wahn umhüllt haben. Sie haben einen erhabenen, himmlischen, göttlichen Sinn. Sie enthalten eine von Gott den Menschen gegebene hohe Aufgabe, sie schließen Ideen ein, welche die höchste Aufgabe der Menschen bezeichnen, den erhabensten Wahrheiten des Christenthums entsprechen. Das ist auch der Grund, weshalb sie über die Herzen eine so gewaltige Macht üben, zum Segen oder zum Verderben, zur rechten Führung oder zur Verführung.

Ein Zeichen des Heils.

Von Rev. G. L. Rice, O. C. C.

(Schluß.)

Sogleich wurde das verlangte gebracht und nachdem die zwar ungefährlichen Wunden verbunden waren, setzte Konrad sich zu den Uebrigen und begann seine Erzählung also: „Zuerst muß ich euch berichten, daß unser Herr zum Tode verwundet bei seinem Bruder in Winchester liegt.“ Ob dieser Kunde erfüllte Jammern und Klagen den Saal und man bestürmte die Reifigen mit Fragen wie das gekommen. „Laßt mich in Ruhe erzählen,“ versetzte Konrad, „dann werdet ihr es hören. Ihr wißt, daß wir Anfangs Mai zu einem Turniere nach Canterbury ausgezogen waren. Alles verlief gut. Der Hauptgegner unseres Herrn beim Turniere war Wilhelm von Neville, den er jedoch überwunden hätte, wäre diesem nicht sein Freund Raoul Fitzgerald, der Todfeind Walters, zu Hilfe gekommen. Und das kam so. Zum Zeichen daß Walter von Linton sich mit ihm messen wollte, hatte er den Schild Wilhelms von Neville berührt. Als jetzt die beiden Helden an den entgegengesetzten Enden des Kampfplatzes sich gegenüber standen, war die Erwartung der anwesenden Menge aufs Höchste gestiegen und lautlos harrete Alles auf den Ausgang des Kampfes. Die Trompete gab das Zeichen zum Angriff. Mit eingelegter Lanze stürzten die Gegner auf einander los. Die starken Lanzen brachen beim Anprall in Stücke, aber die Ritter blieben fest im Sattel. Sie ritten zurück zu den Enden der Arena und gingen mit ihrem Gesolge auf einander los. Jeder derselben wollte sich mit dem Leiter der feindlichen Partei messen und so kam es, daß die zwei Helden eine Zeitlang getrennt wurden. Es kam aber so weit, daß alle Ritter im Gesolge unseres Herrn von den an Zahl überlegenen Feinden zum Kämpfen untauglich

gemacht wurden und am Ende stand Herr Walter allein noch drei Gegnern außer dem Neville entgegen. Alle beeilten sich jetzt dem Letzteren beizustehen. Besonders kam ihm jetzt die größte Gefahr von Raoul Fitzgerald, mit dem er schon lange eine Fehde hatte. Walter kämpfte muthig mit seinem Gegner und dachte an keine Hinterlist, als unversehens Raoul von der Seite auf ihn losbrannte und ihn mit furchtbarem Stoße aus dem Sattel hob. Wir sprangen sogleich herzu und trugen den Bewußtlosen in sein Zelt, wo wir ihn entkleideten und der Wader seine Wunden verband. Beim Kampfe hatte ihn der Helm mit dem herabgelassenen Visir daran verhindert, seinen Gegner zu erkennen und als wir jetzt auf sein Befragen dessen Namen nannten, kannte seine Wuth keine Grenzen und er erging sich in Flüchen und Verwünschungen gegen Fitzgerald. Ein Mönch der Abtei von Canterbury war gekommen, ihm Beistand zu leisten und da dieser ihn zur Barmherzigkeit aufzumuntern wollte, versetzte er ihm einen so kräftigen Schlag ins Gesicht, daß das Blut aus Mund und Nase hervorquoll. Die Wunden unseres Herrn waren zwar schmerzlich aber nicht gefährlich; das Erste, was er nach seiner Wiederherstellung that, war, sich nach seinem Feinde zu erkundigen; der war aber natürlich längst auf und davon. Da versiel Walter wieder in schreckliche Wuth und in seiner Raserei verschrub er seine Seele dem Teufel, wenn dieser ihm helfen wolle, seinen Feind zu vernichten.“

Die Zuhörer, besonders Willibald, waren bleich vor Schrecken; sie bekreuzten sich und beteten still ein Vater Unser für ihren verirrtten Herrn. Dann aber fuhr der Knecht fort:

„Am nächsten Morgen früh saßen wir auf

und verließen Canterbury. Herr Walter nicht ohne seinen gräßlichen Schwur erneuert zu haben. Die Reise ging ohne Unfall von Statten, aber gegen seine Gewohnheit, sprach Walter kein Wort mit uns, sondern ritt mürrisch seines Weges. Nur von Zeit zu Zeit brach er in Verwünschungen gegen die ganze Welt aus und lästerte Gott auf so grauenvolle Weise, daß selbst wir rauhe Kriegsknechte uns eines Schauders nicht erwehren konnten und uns in einiger Entfernung hinter ihn hielten, da es uns nicht gewundert hätte, wäre ein Blitz aus heiterm Himmel gekommen, ihn zu erschlagen.

„Heute Morgen ganz früh hatten wir Wislesford verlassen, um noch vor Mittag hier einzutreffen. Ihr kennt die lange Schlucht, welche durch die bewaldeten Berge gen Winchester führt. Hier trat uns plötzlich ein gewappneter Ritter aus einer Seitenschlucht kommend entgegen. Ob der plötzlichen Erscheinung scheuten unsere Rosse, und wir selbst glaubten anfangs den leibhaftigen Gottseibeiuns vor uns zu sehen. Doch jetzt ersehen wir des Ritters Wappenschild und erkannten in ihm den Todfeind unseres Herrn, Raoul Fitzgerald. Vielleicht hatte Herr Walter zuerst denselben Gedanken wie wir. Doch plötzlich stieß er einen heisern Schrei aus und sprengte mit eingelegter Lanze auf den Feind ein, ohne daran zu denken, daß er nur leicht bewehrt war. Walters Pferd schnellte an Fitzgerald vorüber, da dieser dem Stoße gewandt auswich und er selbst wurde von einem Speere in der Seite verwundet; zugleich flogen aus dem Gebüsch mehrere Wurfspeie die das nackte Pferd unseres Herrn tödteten.“

„Und ihr seige Memmen standet dabei und schautet zu?“ rief jetzt Willibald unwillig.

„Nur Geduld, du wirst schon sehen;“ versetzte Konrad, „wir folgten sofort Herrn Walter, aber mehrere Geschoffe machten zwei von uns kampfunfähig. Jetzt stürzten sich drei bis an die Zähne bewaffnete Kerle, die mehr Wegelagerern als ehrlichen

Kriegsknechten ähnlich sahen, von seitwärts auf uns, die es allem Anscheine nach nur darauf abgesehen hatten, uns von unserm Herrn zu trennen. Doch gelang es Hubert und mir, zwei der Räuber niederzuschlagen; der dritte ergriff die Flucht. Als wir uns jetzt Herrn Walter zuwandten, war es schon zu spät; er lag blutüberströmt am Boden. Eben wollte Fitzgerald, der Räuber, sich auf uns werfen, als Pferdegetrappel das Herannahen von Reitern verkündete. Da er sein Opfer todt glaubte, so blieb ihm eigentlich nichts mehr zu thun übrig und er ritt in die Schlucht hinein, aus der er gekommen war. Wir beugten uns zu unserm Herrn und fanden, daß er zwar nicht todt, aber doch schwer verwundet war. Die Reiter waren inzwischen herangekommen; sie kamen denselben Weg wie wir, in der Richtung nach Winchester. Wie durch eine besondere Fügung Gottes war dies Peter von Linton, der hier seinen Bruder fand. Er war in Begleitung des alten Herrn Hugo von Coventry und mehrerer Diener. Peter stieg vom Pferde und warf sich über seinen Bruder. Da er noch Leben in ihm fand, so gebot er seinen Dienern, den Schwerverwundeten auf eine aus Baumzweigen gemachte Tragbahre zu legen und sorgfältig nach seiner Wohnung in Winchester zu transportieren. Wir sind jedoch mit den zwei verwundeten Knechten sogleich hierhergeeilt, um euch die traurige Märe zu überbringen. Zementrud, die Haushälterin, hat die zwei schon in ihre Obhut genommen und ihre Wunden mit Heilkräutern und frommen Sprüchen verbunden und sie werden bald wieder hergestellt sein. Ein Gleiches ist aber von Herrn Walter kaum zu erwarten, da man ihn kaum lebend nach Winchester gebracht haben wird.

Stillschweigend, fast athemlos, hatten die Zuhörer dagefessen und alle, besonders Willibald, waren über diese Nachricht erschrocken und niedergeschlagen, denn trotz der Fehler und des aufbrausenden Charakters ihres Herrn, waren sie demselben

doch mit aller Liebe und Verehrung zuge-
than.

* * *

Mittlerweile lag Walter von Linton im Hause seines Bruders in hitzigen Fieberträumen. Er hatte mehrere tiefe Wunden erhalten, von denen besonders eine die von einem Dolchstiche dicht neben dem Herzen herrührte, so gefährlich war, daß man jeden Augenblick seinen letzten Zug erwartete. Aber trotz der Todesgefahr, wollte er von Gott nichts wissen. In ohnmächtiger Wuth versuchte er sich selbst, und lästerte seinen Schöpfer, so daß die Anwesenden erschauerten. Sein Bruder, Peter von Linton, in dessen Haus man ihn getragen hatte, war Kanonikus an der Kirche der hl. Helena zu Winchester und ein sehr frommer Mann. Dieser wußte, wie gottvergeffen sein Bruder, den er sehr liebte, gelebt hatte und sah die Gefahr des ewigen Heiles, in der schwebte. Darum als Walter eben aus einer tiefen Ohnmacht erwachte, und wieder anfang in den gräßlichsten Ausdrücken seinen Feind zu verfluchen, bat er ihn unter Thränen, doch an das Heil seiner unsterblichen Seele zu denken und seinem Feinde um des sterbenden Erlösers willen zu verzeihen. Jedoch er wollte nicht auf seinen Bruder hören und seine Ermahnungen machten ihn nur verstockter in der Sünde.

„Laß mich“, gab ihm der Sterbende zur Antwort, „ich mag dein frommes Geschwätz nicht hören. Weber Gott noch Maria bringt mir meinen Feind; aber der Teufel wird ihn mir bringen. Dann wird es mich freuen, ihn zu erdürgen und dann will ich gerne mit Satan zur Hölle fahren.“

Die Anwesenden bekreuzten sich voll Schrecken ob solch frevelhafter Worte, und Peter begab sich in ein anstoßendes Gemach, um im Gebete die Barmherzigkeit Gottes auf seinen verirren Bruder herabzusehen. Hingeworfen vor einem Bilde der allerheiligsten Jungfrau, die er kindlich verehrte, bat er unter einem Strome von Thränen die Zuflucht der Sünder, dem-

selben Neue über seine Missethaten und die Gnade einer seligen Sterbestunde zu erlangen. Als er so in heißem Gebete lag, hörte er plötzlich eine Stimme die da sagte: „Stehe auf, Peter, suche meinen Diener Simon und führe ihn hierher.“ Verwundert sah Peter umher, erblickte aber Niemand. Ueberzeugt, daß die Mutter der Barmherzigkeit ihn gerufen, begab er sich ohne Verweilen auf den Weg, um Simon zu suchen. Er war schon seit vielen Jahren mit dem hl. Manne bekannt, und schon als Knabe hatte er ihn in Begleitung seiner Mutter oft besucht, da Simon noch als Einsiedler in einem Walde der Grafschaft Kent lebte. Später als dieser auf Geheiß Gottes in den Orden der Karmeliten eingetreten war, ver eben durch Kreuzfahrer aus dem hl. Lande in England eingeführt worden war, hatten beide innige Freundschaft mit einander geschlossen als sie zusammen an der Universität zu Oxford studierten. Außerdem war Simon Stock durch sein heiliges Leben und seine Wunderwerke in ganz England bekannt. Obgleich die himmlische Stimme ihm nicht gesagt hatte, wo Simon zu suchen sei, trieb der Geist, der ihn gerufen auf den Weg nach der Universitätsstadt Oxford.

Un diesem Wege lag der Hof seines Bruders, wo er einkehrte, um Willibald zu bitten, einen Reitknecht zu senden, der dem Manne Gottes Simon Stock entgegen eilen sollte, um ihn zu bitten, möglichst rasch zu kommen und seinem sterbenden Bruder beizustehen. Ohne um das Warum zu fragen, ritt sogleich ein Bote in aller Eile ab, um den Auftrag auszuführen. Darauf erzählte Peter dem Haushofmeister, wie Walter nichts von Befehrerung wissen wolle und wie die himmlische Stimme ihn beauftragt habe den Simon zu suchen und ihn an das Sterbebett seines Bruders zu bringen. Die ganze Dienerschaft hatte sich in dem großen Saale, der wie überall zugleich Gesindestube war, versammelt und lauschte gespannt den Worten Peters von Linton. Willibald bat um den Kanonikus, ihnen Einiges über das Leben Simons zu erzäh-

len, da man den Mann Gottes wohl allenthalben kannte, aber doch nicht viel über sein Vorleben wußte.

Deshalb begann Peter also :

Simon stammt aus der Grafschaft Kent. Schon als Knabe von zwölf Jahren floh er sein reiches, väterliches Haus und begab sich in einen dichten Wald, um nur Gott allein zu leben. Der hohle Stamm einer ungeheuren Eiche bildete seine Wohnung, weshalb man ihm auch den Beinamen Stock gegeben hat. Kräuter und Wurzeln, wie er sie im Walde fand, waren seine Nahrung und seinen Durst löschte er an einer Quelle, die unter der Eiche hervorsprudelte. Bisweilen schickte der liebe Gott ihm mittelst eines Hundes bessere Nahrung, der, nachdem seine Sendung vollbracht, still, wie er gekommen, jedesmal im Walde verschwand. Als die Ritter Richard Grey und Johann Viscoy mit der englischen Flotte aus dem heiligen Lande zurück kehrten, brachten sie auch die ersten Brüder unserer lieben Frau vom Berge Karmel mit. Jetzt kam Simon aus seiner Einöde hervor und schloß sich dem Orden an. Er erzählte, daß ihm deren Ankunft lange vorher von der seligsten Jungfrau, die er sehr verehrte, sei verkündet worden und Maria habe ihm befohlen, sich denselben anzuschließen, da sie ihre besondern Diener und Verehrer seien. Dieser hl. Orden der Karmeliten hat sich wunderbar in England verbreitet, besonders seit Simon Stock vor elfhundert Jahren auf dem Kapitel zu Wisleford zum General des ganzen Ordens erwählt wurde. Er ist gewiß der heiligste Mann in ganz England, und da Gott ihn mir in der gegenwärtigen Noth zugeführt hat, so hoffe und vertraue ich, daß durch seine Hilfe meinem armen Bruder doch noch geholfen wird. Aber betet, meine Kinder, betet für euern Herrn, daß seine Seele nicht auf ewig verloren gehe und Maria den Mann Gottes noch zeitig an sein Sterbelager führe.“

Während Peter noch sprach, meldete der Thorwart die Ankunft der Mönche, denen jener mit Willibald und der ganzen Dieners-

chaft entgegen ging. Alle warfen sich vor Simon nieder, um seinen Segen zu empfangen; Peter aber umarmte ihn und flehte ihn an, doch möglichst zu eilen, damit seinem Bruder noch geholfen werde. Darum setzten Alle sogleich die Reise fort, während der Haushofmeister die Diener und Arbeiter im großen Saale versammelte, um zusammen auf den Knien für die Befeh- rung ihres Herrn zu Gott zu flehen.

Untenwegs erzählte Peter von Linton den Mönchen den ganzen Hergang und wie sein Bruder auf dem Punkte sei, unbußfertig zu sterben. Simon jedoch tröstete ihn :

„Sei guten Muthes, mein Freund, und vertraue auf die Barmherzigkeit Gottes, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe. Eben hat Bruder Biso, der Laienbruder, uns erzählt daß Walter stets ein Freund und Wohlthäter der Karmeliten, dieser geringsten Diener der allerheiligsten Jungfrau Maria gewesen ist ; und Gott läßt auch das Geringsste nicht unbelohnt.“

In Winchester angekommen, begaben sich sogleich Alle zu dem Sterbenden. Peter fand ihn noch in demselben Zustande, wie er ihn verlassen hatte. Immerfort verfluchte er seinen Feind und rief den Teufel an, daß er ihm denselben herbeschaffe. Simon ließ sich liebevoll an seinem Lager nieder und suchte voll Sanftmuth das verirrte Schäflein auf den rechten Weg zurückzubringen.

„Denke, mein Sohn,“ sprach er, „an deine unsterbliche Seele, die in kurzer Zeit vor ihrem Richter stehen wird. Der böse Feind, dieser Vater der Lüge, will ja nichts anderes, als deine Seele ins ewige Verderben locken ; mache dich los aus den Krallen dieses höllischen Ungeheuers. Kehre zurück zu Gott, der gegen dich so gut gewesen und der dir noch Zeit läßt, dich zu ihm zu bekehren. Mit offenen Armen wird er dich empfangen und der ganze Himmel wird sich darob freuen.“ „Vergieb deinem Feind, sowie der Heiland am Kreuze seinen Hellen vergab. Verzeihe ihm, was er dir angethan.“

Walter hörte geduldig zu und statt in Flüche und Verwünschungen wie vorher, auszubrechen, sagte er :

„Es ist wahr, ich habe viel und schwer gesündigt und der Teufel wird meine Seele in Empfang nehmen, aber Gott wird mich von sich weisen und auf ewig verwerfen.“

„Du hast zwar gesündigt,“ sagte Simon, „und vieler Vergehen bist du dir bewußt, aber verzweifeln darfst du nicht, denn wo die Sünde groß ist, da ist die Gnade noch größer. Zweifle nicht an der Verzeihung deiner Sünden, denn Gott ist barmherzig und du würdest dich einer neuen Sünde schuldig machen, wenn du seiner Barmherzigkeit mißtrauest. Und wie kannst du Furcht haben wegen der Menge deiner Sünden? Siehe dein Heiland am Kreuze neigt dir im Tode noch sein Haupt zu, um dir den Kuß des Friedens zu geben; er breitet seine Arme aus, um dich zu empfangen; seine heilige Seite ist geöffnet, um dich aufzunehmen. Und Maria die Mutter der Barmherzigkeit wird für dich bitten, sofern du dich unter ihren Schutzmantel flüchtest. Aber Gott wird dir nur vergeben, sofern auch du deinem Feinde verzeihst.“

Doch Walters Haß und Rachsucht gewann wieder die Oberhand und voll Wuth über die Zumuthung, seinem Feind zu verzeihen, rief er aus :

„Was, ich soll ihm verzeihen? nie und nimmer! Und wenn ich mit ihm zur Hölle fahren muß, so werde ich das nicht thun!“

Dann fing er wieder an, zu fluchen und Gott zu lästern, sodaß es den Mönchen angst und bange wurde. Endlich fiel er erschöpft auf sein Lager zurück, indem ein Blutstrom sich aus seinem Munde ergoß.

Jetzt nahm Simon das Skapulier, welches die seligste Jungfrau ihm vor kurzem überreicht hatte, legte es auf den jetzt in den letzten Zügen liegenden und mit zum Himmel erhobenen Augen betete er :

„O du Blume des Karmels, heilige Jungfrau Maria! die du dich gewürdigt, deinen demüthigen Brüdern dieses hl. Kleid zu verleihen, um ihnen zu zeigen, daß

ihr Orden sich ganz besonders in deinem Schutze befindet; erweise jetzt deine Macht vor diesen Deinen Dienern, auf daß auch sie die Wahrheit der großen Verheißungen, die du an dies hl. Kleid geknüpft hast, erkennen mögen. Erlange diesem verirrtten Bruder die Gnade, seine Uebelthaten zu erkennen und zu bereuen. Das Skapulier sei ihm ein Zeichen des ewigen Heiles und ein Schutzmantel wider die Flammen der Hölle.“

Kaum hatte Simon dieses Gebet vollendet, als der Kranke seine Augen aufschlug und, wie aus einem schweren Traume erwachend, verwundert um sich blickte. Er erinnerte sich jetzt seiner Sünden und Missethaten und aus eigenem Antrieb, begehrte er sie zu beichten. Dem bösen Geiste, den er vorher immer angerufen, sagte er feierlich ab, seinem Feinde ließ er von Herzen Verzeihung anbieten. Dann legte er dem Manne Gottes Simon Stort unter Thränen der Reue eine Beichte seines ganzen Lebens ab. Unterdessen zog sich Peter von Linton mit den übrigen Anwesenden in die Hauskapelle zurück, wo sie der barmherzigen Mutter Maria in heißem Gebete innigen Dank sagten. Nach beendigter Beichte, rief Simon Alle an's Lager des Sterbenden, wo Walter nochmals Alle wegen der gegebenen Bitternisse um Verzeihung bat und sie anflehte, nach seinem Tode seiner im Gebete zu gedenken. Nachdem er dann die heilige Wegzehrung und die letzte Delung empfangen hatte, entschlief Walter sanft und gottergeben im Herrn.

Das Wunder war fast zu groß, um es fassen zu können und, ob schon Peter überglücklich war, wollte es ihm oft zweifelhaft vorkommen. Aber siehe da, noch in derselben Nacht erschien ihm sein Bruder und erklärte ihm, er sei wirklich durch die Macht des Skapuliers vom ewigen Verderben bewahrt worden. Die Kunde dieses ersten Wunders des Skapuliers verbreitete sich blitzschnell durch England und die ganze katholische Welt. Es war der Vorläufer unzähliger geistiger und leib-

licher Wunder, die die Verehrung desselben überall aufblühen ließen.

Um dem P. Simon seine Dankbarkeit zu beweisen, ließ Petrus von Linton den Carmeliten zu Winchester ein Haus bauen und später schloß er selbst sich dem Orden an. Er erzählte das Wunder auch dem Bischofe

von Winchester, der es den Empfehlungsschreiben einverleibte, die er Simon an Papst Innocenz IV. mitgab. Seit der Zeit zog Arm und Reich, Alt und Jung das Gewand der Mutter Gottes an und Abertausenden wurde es ein kräftiges Schutzmittel in Gefahren und ein Zeichen des ewigen Heils.



Eine goldene That.

Vor etwa siebenzig Jahren fuhr eines Tages ein Wagen auf der Straße zwischen Anagni und Carpineto. Ein zartaussehender Knabe mit geisterhaftem Gesicht, das die Spuren einer eben überstandenen Krankheit trug, saß darin, und ihm zur Seite sein Erzieher. Als sie am Fuße des Berges angekommen waren, bemerkten sie einen armen Kleinen in Hirtenkleidern, über und über mit Staub bedeckt und bitterlich weinend wie in großer Noth. Kein Wunder, denn einer seiner nackten Füße war stark angeschwollen und das Blut lief daran herunter. Der Wagen kam zu ihm, und als die Pferde angehalten hatten, sprang der Knabe schnell heraus und bat den kleinen Hirten, ihm den Grund seiner Noth zu klagen. Der Unglückliche erwiderte, er sei von einem Milchwagen überfahren worden und der Fuhrmann sei davon geeilt, ohne anzuhalten oder sich um ihn zu kümmern. „Und ich kann nicht mehr weiter gehen,“ sagte er, „mein Fuß ist so arg verletzt.“

Der Knabe, Sprosse eines adeligen Hauses, war tief-gerührt vor Mitleid, und eilig bahnt er sich durch das Gestrüpp den Weg zum nahen Bach, schöpft Wasser und bringt es dem Verwundeten, daß er trinke; dann wäscht er dessen wunden Fuß und bindet sein feines Taschentuch darum. „Wo wohnst Du?“ fragte er. Der Hirtenknabe zeigte auf ein Dörflein hoch am Berge oben. „Dahin kannst Du allein nicht kommen,“ sagte der kleine Samaritan. „Ich will Dich mit mir nach Carpineto nehmen, wo Dein Fuß gehörig gepflegt wird.“ Der

Verwundete bezeugte freudig seine Dankbarkeit und wurde in den Wagen gehoben.

„Aber Joachim, was machst Du da?“ fragte ihn jetzt verwundert der Erzieher. „Ich thue, was wohl jeder Christ auch thun würde. Können wir den armen, verwundeten Kleinen hier am Wege liegen lassen?“ Aber was werden Deine Eltern sagen?“ „Was können sie sagen, als daß ich recht gethan? Ist es denn so etwas Außergewöhnliches, einem, der leidet, zu helfen?“ Der Erzieher war zufrieden. Er klopfte ihm freundlich auf die Schulter, und der Wagen fuhr seines Weges.

Als sie heimkamen, war seine Mutter selbstverständlich über den zerlumpten und schmutzigen Gast, den ihr Sohn da brachte, höchst verwundert. Doch nicht lange; denn als sie den Hergang erfahren und den Ausdruck der Dankbarkeit auf dem Gesichte des verunglückten Kleinen bemerkt hatte, da zögerte sie keinen Augenblick und schickte sofort nach dem eigenen Hausarzte, der die Pflege des verletzten Fußes übernahm. Joachims Antlitz strahlte vor Freude. „Habe ich recht gethan, Mutter?“ fragte er jetzt. „Mein Kind, Du konntest nicht besser handeln,“ gab sie jetzt zur Antwort und drückte ihn an ihr Herz, während Thränen der Freude in ihren Augen glänzten.

Der Jüngling, welcher so leicht gerührt ward von den Leiden des Fremden, ist jetzt Papst Leo XIII. und in der Erinnerung an all' die goldenen Thaten, deren sein Leben voll ist, leuchtet diese wie ein Stern. Das erhabene Bild des mildreichen Vaters der Christenheit ist uns in trefflicher Weise vor-gezeichnet in der herrlichen Liebesthat des gutherzigen Kindes. Gott hat ihn auserwählt, die Wunden der Menschheit zu heilen, wie er dies seiner Zeit dem Hirtenknaben gethan, und hat ihm ein Herz gegeben, das groß und weit genug ist, um sich der Nothen der ganzen Welt zu erbarmen.

Die Marienverehrung in ihrer manigfaltigen kirchlichen Erscheinung.

Don Ed. Hefner.

Ave Maria, gratia plena Dominus tecum, benedicta tu in mulieribus et benedictus fructus ventris tui Jesus! Sancta Maria, mater Dei, ora pro nobis peccatoribus nunc et in hora mortis nostrae. Amen.

Begrüßet seist Du Maria voll der Gnade, der Herr ist mit Dir, Du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes Jesus! Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.

Der englische Gruß ist der Kern aller Gebete zu Maria, der Grundstoff aller sie betreffenden Andachtsübungen. Vom Himmel selbst durch den Erzengel Gabriel gebracht,—enthält er in wenigen Worten die ganze Fülle der hohen Gnaden, welche der Mutter des Herrn zu theil geworden sind und spricht Alles aus, was nur immer zu ihrer Verehrung gesagt werden kann. Er ist ein Lobpreis Mariens über ihre Mutterchaft, der in ein Gebet um ihre Fürbitte ausläuft. Demnach ist er ein Jubel über die Menschwerdung des Sohnes Gottes aus Maria der Jungfrau, über das größte Werk Gottes zum Heile der Menschheit. Es wird damit zunächst zwar die Jungfrau gepriesen, die als Braut des heiligen Geistes, als gewordene Mutter des Herrn in der Fülle der Gnaden leiblich und geistig das Wort „Gott mit uns“ vollkommen als bloßes Geschöpf an sich darstellte;—Aber auch der Sohn Gottes, der aus der Herrlichkeit in die Niedrigkeit herabstieg, und sich zu einem Grade entäußerte, daß Er Mensch werden wollte. In Erwägung dieser gnadenreichen und innigen Verbindung zwischen der jungfräulichen Mutter und dem

göttlichen Kinde schließt sich an den Lobpreis der Gnadenvollen ein Gebet um ihre Fürbitte an, auf deren Wirksamkeit in ihrer Verherrlichung mit Recht um so vertrauensvoller gebaut wird, als das Evangelium von dieser Wirksamkeit schon im Zustande des Erdenlebens erzählt. Scheiden wir die Gedanken des englischen Grußes von einander, so stellen sich deren drei heraus. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes, der Lobpreis über dieses gottmenschliche Werk und das Flehen um die Fürbitte der Gottesmutter. Der erste Theil besteht aus den Worten des Erzengels, der zweite aus den Worten ihrer Base Elisabeth und der dritte aus der Anrede der heiligen Kirche.

Der englische Gruß folgt sachgemäß sowohl im öffentlichen wie im Privatgebete auf das Vaterunser, theils weil die darin gepriesene Gottesthat der Grund der Erhörnung all unserre Gebete ist, theils weil der Jubel über diese Gottesthat die bleibende Gemüthsstimmung des wahren Christen sein soll, und das darangeknüpfte Flehen um Fürbitte im demüthigen Kindesfinne liegt, in welchem der Christ eingedenk des göttlichen Wortes (Matth. 18. 20) lieber und vertrauensvoller in Vereinigung mit den Heiligen, insbesondere der jungfräulichen Mutter, als allein vor den Herrn tritt. In dem englischen Gruße werden alle Vortrefflichkeiten und Erhabenheiten Mariens erzählt „all' ihre Würden und Eigenschaften dargethan, ihre Gnadenfülle hochgepriesen, ihre Macht und Barmherzigkeit im Himmel kund gemacht, und den Menschen zur Aufflammung der Liebe und des Vertrauens dargestellt; es kann also dieser heilige Gruß niemals auf Erden ausgesprochen werden, ohne daß dadurch die Glorie Mariens vermehrt und ihr jung-

fröhliches Herz mit einer himmlischen Süßigkeit erfüllt werde. „Dieser Gruß, des Engels,“ sagt der hl. Alphons Maria von Liguori, „ist der allerseeligsten Jungfrau sehr wohlgefällig; denn es scheint, als ob man ihr die Freude, die sie empfand, als der Erzengel Gabriel ihr die wunderbare Mutterchaft verkündete, erneuere; in dieser Absicht müssen wir Maria recht häufig mit dem Ave Maria begrüßen.“ Und der hl. Leonardus, sowie der hl. Bonaventura. „So oft wir Maria mit dem englischen Gruße begrüßen, so oft grüßt uns hinwiederum Maria mit ihren mütterlichen Gnaden.“

Obgleich der englische Gruß schon in der frühesten Zeit üblich, so wurde er doch erst im elften Jahrhunderte allgemeine Gebetsform, und seitdem, wenigstens in den beiden ersten Theilen, dem Vater unser regelmäßig beigelegt. Unter Papst Urban IV. im Jahre 1262, fand die Ergänzung durch das Wort „Jesus“ statt, und weiterhin finden wir in vielen Ordensprovinzen den letzten Theil: Heilige Maria u. s. w. mit der Ausrufe „Mutter Gottes,“ welches Prädikat seit der Kirchenversammlung zu Ephesus, im Jahre 431, in der Christenheit allgemein üblich war, bis unter Papst Pius V. die vollständige gegenwärtige Gebetsform in's römische Brevier aufgenommen wurde.

Die über dieses Gebet öfters vorgebrachte Schmähung, als ob damit das Geschöpf über den Schöpfer gestellt würde, ist albern und unbiblisch; denn der Lobpreis Mariens geht eigentlich auf den sich so wundervoll und herrlich offenbarenden Gott zurück, und ist gar nicht gegen dessen Ehre, weil der Gottmensch durch und in seiner erhabenen Mutter gepriesen wird; sie selbst sagt im heiligen Geist daselbe mit den Worten: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter; denn großes hat an mir gethan der Allmächtige und Heilige.“ (Luc. 1, 48. 49.) Es mag aber auch diese Schmähung von einer keckerischen Ab-

sicht herrühren, wie wir früher ausführlich bewiesen haben.

Die heilige Katharina von Siena hatte den frommen beständige Gebrauch, Maria mit dem englischen Gruße eifrig zu verehren; sie betete denselben fast immer, wenn sie ein Marienbild sah, oder sich von einem Geschäfte zu einem andern wandte, sogar beim auf- und absteigen der Treppen pflegte sie auf jeder Stufe einzuhalten, um das Ave Maria zu beten, wodurch, wie ihr Biograph Raimundus bemerkt, ihr die Gabe einer beständigen himmlischen Süßigkeit zu Theil wurde. Ebenso verehrte die heilige Theresia von ihrer Kindheit an mit diesem Gebete Maria so oft, als sie Gelegenheit dazu fand; sie suchte die Einsamkeit, um dieser Andacht zur allerseeligsten Jungfrau besser abwarten zu können, woraus nachher erfolgte, wie ihr Biograph Ribandaneira bezeugt, daß sie von ihr an Kindesstatt angenommen, und durch ihren Schutz und ihre Fürbitte zu einer so hohen Heiligkeit erhoben wurde. Der hl. Alphons Liguori, der von zärtlichster Andacht zur Königin des Himmels erglühte, pflegte der Unterhaltung abzubrechen, um das Begrüßest jeist Du Maria! zu beten, so oft er die Uhr schlagen hörte, mochte er auch in der ausgesuchtesten Gesellschaft sich befinden; er behauptete, daß ein Ave Maria mehr Werth habe, als die ganze Welt. Er unterließ es niemals, dreimal im Tage den Engel des Herrn zu beten; beim ersten Glockenschlage warf er sich sogleich auf die Kniee nieder; dieses that er als Bischof, er mochte sein wo er wollte, selbst mitten auf der Straße. Als er taub geworden, ließ er sich durch Winke das Glockenzeichen andeuten; wenn er zu Tische saß; so hörte er dann sogleich mit dem Essen auf und fiel auf die Kniee nieder. Nichts Erbaulicheres war zu sehen, als der Eifer, womit er diesen kleinen Uebungen sich hingab; welche durch die Gewohnheit ihm gleichsam zur zweiten Natur geworden waren; zuweilen gerieth er in eine Ekstase; wenn er den Engel des Herrn betete. Sein kindliches Ver-

rauen zu Maria ließ ihn zu ihrem mütterlichen Schutze ohne Aufhören seine Zuflucht nehmen; niemals ging er aus dem Hause oder kehrte dahin zurück, ohne ihr einen Besuch abzustatten; er unternahm auch nicht das geringste Geschäft, ohne ihre Hilfe anzuflehen; im Gefühle der kindlich vertraulichen Liebe nannte er sie immerfort seine Mutter, seine Beschützerin, seine Hoffnung nächst Gott.

Salbungsvoll ist die Anekdote des gottseligen Thomas von Kempen: „Mit Andacht, Ehrfurcht und demuthsvollem Zutrauen, werde ich vor Dir, o Himmelskönigin den englischen Gruß darbringen. Ich lege ihn hin mit gebeugtem Haupte, mit ausgespannten Armen, im zärtlichsten Gefühle der Andacht und wünsche, daß alle himmlischen Geister denselben für mich wiederholen möchten. Ich kenne nichts Storreicherer für Dich und nichts Tröstlicherer für mich.

Alle, die Deinen heiligen Namen lieben, hören mich an und merken auf meine Worte. Die Himmel erfreuen sich, und die ganze Erde werde von Stämmen durchlebt, wenn ich sage: Begrüßet seißt Du Maria! Der Teufel in der Hölle erzittere, wenn ich wiederhole: Begrüßet seißt Du Maria! Die Traurigkeit schwindet und neue Freude kehrt in meine Seele ein wenn ich spreche: Begrüßet seißt Du Maria! So groß ist die Süßigkeit dieses Grußes, daß es keine Worte gibt, um sie gehörig auszudrücken; er ist zu tief ins Herz gegraben, als daß der Mund ihn auszusprechen vermöchte. Von Neuem also werfe ich mich vor dir nieder, o du heiligste aller Jungfrauen, um dir zu sagen: Begrüßet seißt Du, Maria! voll der Gnade . . . Wer wird da stillen meine Sehnsucht, dich zu ehren aus allen Kräften meiner Seele? Möchten alle meine Glieder in feurige Zungen verwandelt werden, um dich, o heilige Gottesmutter, zu loben! Hingestreckt vor Dir, durchdrungen von innigster Andacht, und von heiligster Ehrfurcht gegen deinen Namen, opfere ich dir die Freude, die du empfandest, als der Engel Gabriel dich grüßte; könnte ich doch mit

einem Munde rein wie Gold, und mit glühender Liebe beten; Begrüßet seißt Du Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir!“ (Solil. c. 23.)

Eine erbauliche Erklärung des englischen Grußes von Merlo-Horstius möchte noch hier eine Stelle finden.

Begrüßet seißt du Maria! Sei begrüßt und freue dich, o seligste, reinste und würdigste Jungfrau Maria! O glänzen'ber Meerstern, heller als die übrigen Sterne in der Finsterniß dieser Welt! Du wirst so ehre-voll durch den Engel, der vom Himmel gesandt war, und durch deine Base Elisabeth, die vom heiligen Geiste belehrt war, und jetzt auch von der ganzen Gemeinde der Gläubigen mit dem Verlangen deiner Liebe und Ehre begrüßt. Siehe ich lobe und grüße dich, und wünsche dir Glück, o heiligste Jungfrau und Mutter, und in dir lobe ich Gott den Vater, der Seinen eingeborenen Sohn auch zu deinem Sohne und uns Allen zum Bruder gemacht hat. Ich lobe Gott den Sohn, der dich zu Seiner Mutter erwählt hat, damit Er durch dich unser Erlöser würde. Ich lobe den heiligen Geist, der dieses unaussprechliche Werk durch seine wunderbare Kraft in dir vollbracht hat.—

Voll der Gnade. Jorn und Fluch lag auf allen Kindern Adams. Du aber hast Gnade gefunden bei Gott, ja du bist voll der Gnade, von jedem Fehler frei, mit allen Gaben und Tugenden gezieret. Darum heißest Du die Gnadenvolle, da ja die Fülle der Gottheit körperlich in dir wohnte, da der Quell der Gnaden und der Urheber des Heiles selbst sich in dich allein ergoß. Und wie groß warst Du als Du Gott umschloßest, den der ganze Erdkreis nicht faßt, als Du die Mutter Gottes warst, die Königin des Himmels, die Herrin der Engel, die Sachwalterin und Vermittlerin der Menschen! Weßwegen aber warst Du voll der Gnaden, als daß du auch in uns überfließen solltest! Ja mögen die Gewässer nach außen abgetheilt werden und in uns fließen: jene Salbung

gen der Gnade, damit wir von einer solchen Fülle alle empfangen. Es sei das Geschäft Deiner Liebe, o allerjüngste Jungfrau! die Gnade von welcher Du voll bist, zu verbreiten, damit durch die ausströmende Adler Deiner Güte, die Schuldigen Verzeihung erhalten, die Kranken Genesung, die Kleinmüthigen Stärke, die Betrübten Trost, die in der Gefahr schweben Hilfe.

O möge ich doch auch ein Tröpfchen von einer so großen Fülle verdienen, um mein dürres Herz zu erquicken!

Der Herr ist mit Dir! O reicher und seliger Besitz, wenn einer seinen Herrn und Gott hat! Welches Gut kann da noch fehlen, wo der Herr ist, der Quell alles Guten? Gewiß bei Gott ist Alles; wer Gott besitzt, dem kann nichts fehlen. Aber der Herr, der mit allen Gerechten ist: mit Dir ist Er viel vortrefflicher durch seine besondere Gnade und Fürsorge, mit Dir in der Seele, mit Dir in dem Leibe; die Kraft des Allerhöchsten hat Dich überschattet, der heilige Geist ist über Dich gekommen, das fleischgewordene Wort ist aus Dir hervorgegangen. Der Herr ist mit Dir und in Dir, wie der König auf seinem Throne, wie der innigste Freund bei seinem Freunde. Bewirke o Herrin, daß der Herr auch mit mir sei durch die Gnade! Alle Güter werden gewiß demjenigen zu Gebote stehen, bei welchem der Herr ist, und ich werde kein Uebel fürchten, wenn der Herr mit mir ist.—

Du bist gebenedeit unter den Weibern. Wahrlich gebenedeit unter den Weibern da Du allein aus so vielen Tausenden dem höchsten Könige gefallen hast. Ehemals war die Erde verflucht bei dem Werke des Sünders. Aber nun ist die Erde gesegnet bei dem Werke des Erlösers, daß sie Allen Verzeihung der Sünden und die Frucht des Lebens gebiert. O gebenedeite Mutter Gottes, in welchem alle Völker der Erde gesegnet werden! Darum preisen dich auch selig alle Geschlechter, weil an Dir Großes gethan hat, der da mächtig ist.

Und gebenedeit ist die Frucht Deines Lei-

bes—Jesus! Gebenedeit, weil Er der Urheber der Gnade und der Quell alles Segens ist. Diesen preisen und loben wir in Dir, o, gebenedeite Jungfrau! Da ihn auch über Alles lobet, und groß macht Deine Seele, weil das Groß- und Wunderbare, welches wir an Dir verehren, Er in Dir gewirkt hat, der da mächtig ist über Alles, hochgelobt in Ewigkeit! Eva hat die Frucht des Todes gegessen und uns zugleich getödtet, Du hast der Welt die Frucht des Lebens hervorgebracht, und siehe wir leben wieder auf! Durch dich nehmen wir Theil an der Frucht des Lebens, am Tische der Geheimnisse, durch Dich mögen wir an derselben Frucht des Lebens theilnehmen bei dem Tische der ewigen Freuden, an Jesu Christo, der gebenedeiten Frucht deines Leibes.

Gegrüßet seist Du Maria
Gegrüßet mit Herz und Mund
Gegrüßet zu jeder Stund,
Maria sei gegrüßt.

So oft ich Dich nur grüße
O Gnadenreiche, Süße
Hallt's nach im Paradiese
Maria sei gegrüßt.

In Lust, Lieben und Freuden,
In Trübsal, Noth und Leiden
Beim Kommen und beim Scheiden
Maria sei gegrüßt.

Sehr nützlich ist es, von Jugend auf sich anzugewöhnen, Maria einen täglichen Tribut zu zahlen, der etwa in der Abbetung eines kurzen Gebetes (Ave Maria) bestehen kann, zu entrichten. Folgende Lhat leistet davon einen glänzenden Beweis.

Ein frommer Missionär aus unseren Tagen, erzählt folgende Begebenheit: Ein alter Sünder, dessen Leben sehr zum Aergernisse gereichte, ließ mich bitten, ihn zu besuchen. Ich folgte seiner Einladung und sah einen Greis vor mir, der sich mit den Worten an meinen Hals warf: „Herr setzet da einen abscheulichen Sünder, rettet mich!“ Ich schloß ihm Muth ein; nachher bat ich ihn, mir zur Ehre Gottes das zu bekennen, was seine Befehung in ihm befestigt und

zur Ausführung gebracht hat.—Ich weiß es ganz und gar nicht mein Vater.—Habt ihr unsere Lehre befolgt? Niemals.—Haben eure Freunde Euch etwa dazu ermuntert? Ich habe keine Freunde und wenn ich auch solche gehabt hätte, so hätten sie mich niemals überreden können, zu Gott zurückzukehren. Ihr besucht vielleicht den Gottesdienst?—Niemals.—In diesem Augenblicke, hefteten sich meine Augen auf ein

Gemälde der Mutter Gottes.—Wie! sagte ich zu ihm, ein solches Gemälde bei Euch? Ja Herr, erwiderte der Greis, ich habe nur dieses in Ehren gehalten; ich erinnere mich, daß ich jeden Tag ein Ave Maria vor diesem Bilde gebetet habe, um dem letzten Willen meiner Mutter zu gehorchen. O! freuet euch nun, rief ich bewegt ihm zu, diesem Gebete, welches ihr aus Ehrfurcht gegen sie verrichtet habt, verdankt ihr eure Befreiung und den Himmel.



Die Einführung der Gesellschaft des Heiligen Herzens in Amerika.

Eine Skizze aus Amerika's Ordensgeschichte.

Von P. Bernard Cohausz, S. J.

(Fortsetzung.)



Am Feste des göttlichen Herzens, dem sie sich ganz und all das ihrige geweiht hatten, dessen Verehrung sie in dem neuen Erdtheile verbreiten wollten, betraten die Ordensfrauen das Land ihrer Sehnsucht. „Madame Duchesne's Herz floß, wie Madame Ande schreibt, über von Freude und Dank. Trotz des nassen Bodens kniete sie nieder und küßte die Erde mit Freudenthränen: Niemand schaut auf uns, sagte sie, küßt auch die Erde.“ Dann fährt sie fort: „Am 9 Uhr abends bestiegen wir die Wagen, indem wir das göttliche Herz segneten und ihm unsere Herzen von neuem weihten. Die Nacht war schön, der Himmel klar und mit Sternen besäet. Wir fuhren am Ufer des Stromes entlang, in dessen stillen, friedlichen Wassern sich tausende von Sternen wiederpiegelten. Der Weg war durch Gebüsch eingeengt, welches funkelte von unzähligen Feuerfliegen, die wie unsere Johanneswürmchen Licht von sich geben und wie eine schöne Illumination wirken. Hier und da sahen wir hübsche Häuser; an einem hielten wir an, um etwas Brod zu kaufen. Seit 70 Tagen hatten wir keines mehr gegessen. Alles regte uns an, unsere

Seelen zu Gott zu erheben. O könnten sie immer ihm zugewandt sein mit dem praktischen Verlangen, seine Ehre zu verbreiten, wie glücklich würden wir sein! Am folgenden Tage nahm Madame Duchesne mit ihren Schwestern Wohnung bei den Ursulinerinnen, wo Mgr. Dubourg alles für sie bereitet hatte. Die Oberin der Ursulinerinnen war eine Französin. Pius VII. hatte bei seiner Anwesenheit in Savona ihren Beruf für Amerika entschieden. Das Kloster in New Orleans war beinahe zur selben Zeit entstanden wie die Stadt selbst unter der Regierung Ludwigs XV. Die armen Nonnen hatten, umgeben von Sümpfen und unkultivierten Länderstrecken, harte Tage erlebt in der Kolonie. Ihr Kloster war aber jetzt in einem blühenden Zustande, und die Erziehung fast aller jungen Mädchen in Nieder-Louisiana war ihnen anvertraut. Ein paar Tage nach ihrer Ankunft in New Orleans wurde Madame Duchesne auf's Krankenlager geworfen. Ihr ganzer Körper war mit Geschwüren bedeckt. Unter der herzlichsten, sorgsamsten Pflege der Schwestern erholte sie sich jedoch nach einigen Tagen wieder. Die Schwestern erwarteten täglich einen Brief von

Mgr. Dubourg, der ihnen ihre Bestimmung mittheilen sollte. Letzterer hatte zwar geschrieben, aber der Brief hatte sich verirrt und gelangte erst 6 Monate später in die Hände der Schwestern. Mittlerweile hatten sie Gelegenheit sich New Orleans anzusehen. Die Bevölkerung, 15,000 Seelen stark, bestand aus Weißen und Schwarzen und hatte nur 2 Priester als Seelsorger, obgleich das Bedürfnis nach eifrigen Geistlichen sehr groß war. Die Lasterhaftigkeit unter Weißen und Schwarzen war schrecken-erregend. Unter den Kindern herrschte Stolz, Unwissenheit und Rohheit. „Wir müssen, schrieb Madame Duchesne, eine Anzahl neuer Schulen und besonders Erziehungsanstalten in dieser Gegend haben. Mädchen von 18 Jahren scheinen nichts gelernt zu haben, als zu essen und herumzulaufen, selbst solche aus reichen Familien. Viele unter ihnen haben nie gelernt zu beten, niederzuknien oder das hl. Kreuzzeichen zu machen. Sogar die gewöhnlichsten Glaubenswahrheiten sind ihnen unbekannt.“ Bald hörten die Schwestern auf dem Wege, daß Bischof Dubourg sie in St. Louis erwartete. Sofort nahmen sie Abschied von den gastfreundlichen Ursulinerinnen, welche ihnen noch eine Gabe von 1,500 Fr. mit auf den Weg gaben, und bestiegen das Dampfboot „Franklin“, den Mississippi aufwärts zu fahren. Dampfschiffe waren damals eine neue Erfindung und noch in einem sehr unvollkommenen Zustande. Fast jeden Tag ereignete sich irgend ein Vorfall. Zuweilen ging das Material zur Fenerung aus, dann mußten die Passagiere aussteigen und in den nahen Büschen wieder Holz sammeln. Sie fuhren an Natchez vorbei, wo einst eine blühende Mission der Jesuiten bestanden. Die Indianer des Ortes waren jetzt dem Branntweingenuße ergeben. In einer andern Stelle trafen sie Wiederläufer mit Thierjellen bekleidet, welche in Wäldern von Früchten lebten. Am 21. August langten sie endlich in St. Louis an. Die Stadt war im Jahre 1764 gegründet und nach Frankreichs größtem

könige benannt. Die ersten Ansiedler hatten den jungfräulichen Boden durch die Errichtung des Kreuzes geheiligt und für die wahre Religion in Besitz genommen. Bei Madame Duchesne's Ankunft zählte die Stadt nur 6,000 Einwohner, war aber im steten Wachsen begriffen, jetzt hat sie ungefähr 50,000 Einwohner. Im Jahre 1803 hatte der erste Consul Napoleon St. Louis und das übrige Louisiana den Vereinigten Staaten für 60 Millionen Fr. verkauft. Mgr. Dubourg fand Schwierigkeiten die Ordensfrauen in St. Louis zu behalten, da er nicht einmal ein Haus für sie einrichten konnte. Er beschloß daher, sie nach St. Charles am Missouri zu schicken. „Es ist eine kleine Stadt, sagte er, wenige Meilen von hier, wo Sie ein Haus, einen Garten und einen Obstgarten haben werden. Wir müssen ackern, bevor wir pflanzen, Sie und ich werden unser Leben dieser undankbaren Arbeit weihen müssen, unsere Nachfolger werden ernten in dieser Welt, wir müssen uns damit begnügen, unsern Lohn im Himmel zu erwarten.“ Es war ein großes Opfer für Madame Duchesne und ihre Gefährtinnen St. Louis wieder verlassen zu müssen, wo sie unter dem unmittelbaren Schutze des Bischofs und seiner geistlichen Leitung hätten stehen können. Die Kinder der Stadt, weiße wie schwarze, unter ihnen die 5 Töchter des Generals Pratt, hatten in den 3 Wochen die Schwestern so lieb gewonnen, daß sie dieselben nur ungern scheiden sahen. Madame Devotie hat einst eine kleine Schwarze in der Kirche neben sich sitzen lassen. Die andern beneideten sie darum und sagten: „O wie glücklich bist du.“ Am 7. September 1818 siedelte die kleine Colonie nach St. Charles über. Mgr. Dubourg begleitete den Wagen der Nonnen zu Pferde. Die guten Männer, welche das Gepäck trugen, wollten Krimen Pfennig für ihre Mühe annehmen und sagten, daß Priester und Ordensfrauen ihnen lebende Bilder unseres Heilandes Jesu Christi seien. St. Charles war eine kleine, aber damals vielversprechende Stadt

mit 500 Familien. Das Haus der Schwestern enthielt 5 Zimmer, von denen das eine etwas größer war, als die anderen. Madame Duchesne richtete zuerst eine Kapelle ein und stellte dort ihre kostbaren Reliquien, unter anderen die ihres Lieblingsheiligen, des hl. Franz Regis auf. Der Bischof ermunterte die Schwestern bei der Einrichtung des Hauses durch sein Beispiel und seine Worte. „Sehen Sie diese jungen Geschöpfe,“ sagte er zu Madame Duchesne, auf Madame Eugenie und Madame Octavie hinweisend, „eine wie glänzende Existenz hätten sie haben können und wie glücklich sind sie hier. Wie wunderbar ist das? Wir selbst sind nur arme Sünder. Diese machen große Fortschritte in der Vollkommenheit.“ Am 8. September, dem Feste der Geburt Mariens, las der Bischof die hl. Messe auf einem provisorischen Altare und am 11. ließ er das Allerheiligste Sakrament in der Kapelle. Am 14. September schickte er an Madame Duchesne die bischöfliche Approbation des Institutes des hl. Herzens für seine ganze weite Diözese. Bald darauf erhielt sie jedoch eine noch größere Ueberraschung von Rom, den Segen und die Approbation des hl. Vaters Pius VII. für ihre Ordensfrauen in Amerika und für Alle diejenigen, die sich zu diesem Missionswerk vorbereiteten. Eine hl. Messe und ein feierliches Te Deum wurden zur Dankagung für diese Gnadenbeweise aufgeopfert. Die Bevölkerung von St. Charles bestand aus Franzosen, Canadianern, Deutschen, Irischen, Negern und Halbnegern. Jäger der Prärie'n, Abenteurer jeder Art, ganze Schaaren von Arbeitern mit Weibern und Kindern und ihren Handwerkzeugen kamen fast jede Woche auf ihren Bügen durch St. Charles und unsere Ordensfrauen hatten reichlich Gelegenheit, ihre verderbten Sitten kennen zu lernen und zu bedauern. Die größte Aufmerksamkeit aber schenkte Madame Duchesne den armen Wilden, die oft schaarenweise an den Ufern des Missouri entlang zogen. Die Männer trugen Waffen, die Weiber

ihre Kinder, in Lumpen eingehüllt, manche waren phantastisch mit Federn und Ringen geschmückt. Die armen Wilden waren aber der Trägheit und dem Trunke ergeben. Der erste Plan Madame Duchesne's war die Andacht zum göttlichen Herzen in diesen Gegenden einzuführen. Zu diesem Zwecke machte sie selbst Bilder des göttlichen Herzens und stellte sie in den Kirchen der Nachbarschaft auf oft an Stelle anderer, die von grober Unwissenheit der Bewohner Zeugniß ablegten. In Portage des Sioux zum Beispiel waren Bilder des Bacchus und der Venus aufgestellt. Die Schule bildete von Anfang an große Schwierigkeiten, da die Schwestern fast aller Hülfsmittel bar waren. Die Armenthule war bald angefüllt, für die höheren Schulen hatten sie aber nur die beiden Töchter des Generals Pratt und ein anderes junges Mädchen. Die Schwestern mußten selbst den Garten bestellen, graben, die Kühe füttern, Dünger tragen und den Stall reinigen. Trotzdem nahm aber ihre Noth zu. Drei Monate nach ihrer Ankunft in St. Charles war die Kommunität bald auf dem Punkte zu verhungern. Sie hatten kein Brod, selbst kein Maisbrod mehr. Sogar an Trinkwasser litten sie großen Mangel. Dann kam der Winter mit seinen Entbehrungen heran. Bei der schlechten Zeit stiegen die Preise der Lebensmittel ungeheuer. Die Schwestern lebten von Mais, Kartoffeln und gesalzenem Fisch. Dazu kamen noch Schrecknisse wie Morde, Vergiftungen und Brandstiftungen in der ganzen Gegend. Oft wurden die Schwestern Nachts durch ein furchtbares Geräusch geweckt. Sie sahen bald ganze Prairien in Flammen stehen und die Feuer sich manchmal ganz nahe bis vor St. Charles wälzen. Diese beständigen Aufregungen waren zuerst Madame Duchesne auf's Krankenlager und sie glaubte dem Tode nahe zu sein; ihre zähe Natur ließ sie jedoch bald über die Krankheit Herr werden. „Unsere gegenwärtige Lage,“ schrieb sie, „ist gerade wie wir sie wünschen sollen, voll von Dor-

nen und Schwierigkeiten, aber versüßt durch die Salbung der göttlichen Gnade und erleichtert durch die göttliche Vorsehung, die wir immer nahe fühlen.“ Am Gründonnerstag 1819 ereignete sich im Hause der Schwestern ein großes Unglück und ein großes Glück. Der Altar, auf dem das hochwürdigste Gut aufbewahrt war, fing Feuer und das kleine Heiligthum wurde ein Raub der Flammen. Strömender Regen verhinderte das Feuer sich weiter auszubreiten. Die hl. Hostie aber wurde unverfehrt in der Asche gefunden.

Mit Ehrfurcht und Verehrung wurde sie wieder in den Tabernakel gelegt. Die Schwestern hielten die ganze Nacht Anbetung vor dem Allerheiligsten und dankten Gott, daß er ihre kostbarsten Güter gerettet habe, das heilige Sakrament, die Reliquien und die Bilder von der Mutter Gottes und dem göttlichen Herzen.

Zu dieser äußern Noth kamen noch die Schwierigkeiten der Schule. Die Kinder waren so lange vernachlässigt und ganz unwissend, dabei stolz und voll böser Neigungen. Wenn man sie zum Fleiß aufspornen wollte, indem man ihnen den Eifer der Kinder in Frankreich vor Augen hielt, erwiderten sie: „Aber wir sind keine französischen Mädchen.“ War eine mehr gesüßig, wie die andern, so schalteten sie dieselbe, weil sie „wie eine Negerin gehorchte.“ Doch zeigten sie auch manche erbauliche Züge, namentlich, als sie sich für die erste hl. Kommunion vorbereiteten. Ein Mädchen, welches sehr stolz und auflehrend war, kniete vor ihrem Großvater nieder und bat um Verzeihung, als dieser sie schalt. Eine andere hatte 8 Krüge Wasser getragen wie ein Neger, um sich durch diese Abtödtung auf die erste hl. Kommunion vorzubereiten. Die Nothlage wurde schließlich so groß, daß Madame Duchesne daran dachte, den Ort zu verlassen. Mgr. Dubourg bot ihnen ein Haus in Florissant in der Nähe von St. Louis an. Die Abreise war auf den 3. September festgesetzt. Madame Ande ging mit dem Gepäcke der

Kommunität voraus, die Kinder und deren Eltern gaben ihnen weinend bis zum Flusse das Geleite. Der Pfarrer von Florissant erwartete sie am anderen Ufer des Missouri. Madame Oclavie reiste mit zwei Zöglingen zunächst. Madame Duchesne und Schwester Margaretha mit den Hühnern und Kühen bildeten die Nachhut. Abbe Delacroix kam zu Pferde, um sie in Empfang zu nehmen und setzte den Kühen nach, wenn sie von ihrer Freiheit Gebrauch machten und in die Wälder liefen.

Die Arbeit in St. Charles hatte nur ein Jahr gedauert. Die Schwestern hatten gejäet, was sie eines Tages ernten sollten.

Florissant war 15 Meilen von St. Louis entfernt und verdankte seine Entstehung spanischen Kelenisten. Durch die Revolution aus Frankreich vertrieben, hatten einige Trappisten dort eine Unterkunft gefunden. Der Pfarrer des Ortes M. Dumand, war der letzte dieser Ordensmänner. Er hatte es übernommen, für die Schwestern ein Haus zu errichten, welches aber bei ihrer Ankunft noch nicht fertig war. Sie wurden daher vorläufig in einem dem Bischofe gehörigen Bauernhause einquartiert. Abbe Delacroix, der hier wohnte, hatte das ganze Haus den Schwestern überlassen und selbst in einer engen Hütte Wohnung genommen. Die Schwestern mußten auf diesem Landgute ackern, säen, das Vieh versorgen, Kühe melken und alle Arbeiten, die zur Landwirtschaft gehören, verrichten. Der Bischof mußte oft lächeln, wenn er sie an der Arbeit sah. Er fragte dann Madame Ande, ob sie am Hofe Napoleons gelernt habe, Kühe zu melken. Mgr. Dubourg schrieb an Madame Barat, daß M. Duchesne eine wahre Heilige sei, daß ihr nur etwas von der Milde des hl. Franz von Sales abgehe.

Am 21. Dezember war die Wohnung der Schwestern in Florissant fertig. Eingehüllt in wollene Decken und starrend von Kälte hielten die Schwestern im Schneegestöber mit ihren Kühen und Hühnern ihren Einzug. Es war spät am Abend vor Weih-

nachten. Schnell wurde eine Kapelle eingerichtet und in der Mitternacht las M. Delacroix dort zum ersten Male die hl. Messe. Im Mai 1820 hatten sie 21 Kinder. Diese machten sich besser wie die in St. Charles und bald baten einige derselben um Aufnahme in die Gesellschaft des göttlichen Herzens. Die erste jedoch, welche aufgenommen wurde, war eine arme unwissende, aber recht demüthige Person aus einem benachbarten Dorfe, Marie Layton, welche sich als Laienschwester Gott weihen wollte. Von der Kapelle, wo sie den Schleier erhalten, begab sie sich sogleich in den Stall zu ihren Arbeiten. Ihr folgten im folgenden Jahre die Töchter einiger reichen Familien und bald war das Noviziat errichtet. Im September 1820 wurde Madame Duchesne von einer schweren Krankheit ergriffen, welche ungefähr 2 Monate dauerte. Sie empfing die Sterbefakramente und erwartete ihren Tod. Der Bischof kam und brachte einen zweiten Arzt mit, der die kräftigsten Mittel anwandte und so erholte sie sich wieder. Kaum war sie genesen, da brach Madame Octavie ihren Arm und mußte 40 Tage wegen Fiebers das Bett hüten. Während ihrer Krankheit bedauerte Madame Duchesne sehr, daß sie noch keine öffentliche Kapelle zu Ehren des göttlichen Herzens erbaut hatte. Sie besprach sich mit dem Bischofe darüber und dieser bestimmte, daß die neue Kirche in Florissant an erster Stelle dem göttlichen Herzen und an zweiter dem hl. Ferdinand geweiht werden sollte. Am 19. Februar 1821 wurde im Beisein der Schwestern der Grundstein gelegt. Auf dem Altare der Kapelle, welche für die Nonnen bestimmt war, wurde ein Bild des hl. Franz Regis aufgestellt, das ein Gegenstand besonderer Verehrung von Seiten der Madame Duchesne wurde. Um diese Zeit bot eine fromme Dame, Mrs. Smith, der Gesellschaft des heiligsten Herzens eine Besizung bei Opelousas, Grand Coteau genannt, zur Gründung eines neuen Hauses an. Sie wollte für ein Haus und die Einrichtung sorgen und selbst die

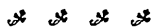
Reisefkosten tragen. Madame Barat gab nach langen Gebeten ihre Einwilligung und anfangs August 1821 reiste Madame Ande als Gründerin des neuen Hauses mit Schwester Layton nach Grand Coteau. Madame Duchesne gab ihr aus ihrer Armuth 500 Fr. mit auf den Weg, der Bischof gab alles, was er entbehren konnte. Das neue Haus war in einer einsamen hügeligen Gegend gelegen, in der Nähe großer Wälder. Madame Ande hatte selbst die Oberaufsicht über die Bauleute, welche das Haus fertig stellen sollten, zu führen. Das feuchte Klima griff ihre Gesundheit an, ein Fieber warf sie auf's Krankenlager. Sie empfing die hl. Kommunion und bat den Heiland um Wiederherstellung ihrer Gesundheit. Im folgenden Tage war sie genesen und fühlte sich wieder so stark wie vor der Krankheit. Bald wurde die Schule eröffnet. 5 Kinder wurden als Interne aufgenommen. Ein Brief vom 23. November 1821 zeigte den Schwestern an, daß zwei neue Ordensfrauen von Paris ihnen zu Hülfe kommen würden. Madame Matheson und Madame Murphy, erstere war für Florissant bestimmt, während letztere in Grand Coteau blieb. Ueber die Arbeiten daselbst schreibt ein Missionsprieester: „Die Nonnen vom hl. Herzen wirken unermesslich viel Gutes in Opelousas. Die Kinder, welche ihnen geschickt werden, sind gleich kleinen Wilden, und in kurzer Zeit sind sie in kleine Engel umgewandelt.“ Ein 16jähriges Mädchen hatte nie von Gott gehört, fluchte schrecklich, rauchte wie ein Mann und ging nur mit Negeren um. Madame Ande unterrichtete sie, sie wurde getauft, empfing die hl. Kommunion und machte von da an jeden Tag ihre Betrachtung.

Im Juli 1822 machte sich Madame Duchesne auf den Weg nach Grand Coteau, um dort ihre Töchter zu besuchen. Miss Pratt begleitete sie auf dieser gefährvollen Reise. Die Freude des Wiedersehens zwischen Madame Ande und ihrer Oberin war unbeschreiblich. Drei Wochen blieb letztere dort und sprach sich sehr befriedigt über das

Haus, die Einrichtung, die Schule und den Ordensgeist aus. Ueber New Orleans trat sie dann die Rückreise an. Die Ursulinerinnen erwiesen ihr wieder die größte Gastfreundschaft. Wiederum wurde sie in diesem Hause von einer Krankheit überfallen und die Aerzte drangen in sie, die Stadt möglichst bald zu verlassen. Sie bestieg deshalb den Dampfer „Hekla“ um den Mississippi aufwärts nach St. Louis zu fahren. Auf dem Dampfer aber brach das gelbe Fieber aus. Am zweiten Tage starben schon 3 Personen, der Kapitän, der Obersteuermann und einer der Passagiere. Madame Duchesne wurde selbst vom Fieber ergriffen, trotzdem pflegte sie die anderen Kranken so gut es ging und bereitete die Sterbenden auf den Tod vor. Schließlich konnte sie ihre Schmerzen nicht mehr verbergen; es wurde unmöglich für sie, die Reise fortzusetzen. In der Nähe von Natchez wurde sie und ihre Schülerin ausgelegt. Aber aus Furcht vor Ansteckung wollten die Einwohner keine Fremden in das Dorf zulassen. Sie fuhren über den Strom und warteten im Sande sitzend, bis ein Passa-

gier für sie eine Unterkunft gefunden. Zuletzt bot ein Mann ihr das Bett seiner verstorbenen Frau an mit derselben Wäsche, in welcher die Leiche gelegen. Sie sandte zum Pfarrer von Natchez, den sie auf der Hinreise nach Opelousas kennen gelernt hatte und ließ ihn um die hl. Sakramente bitten. Er war gerührt, Madame Duchesne in einer solch' verzweifelten Lage zu sehen und besorgte ihr bei ausgezeichneten Katholiken eine bessere Wohnung. Er konnte ihr aber nicht die hl. Kommunion bringen, weil er zu arm war, das Fährgeld über den Strom zu entrichten. Nach einigen Wochen konnte sie auf dem Dampfschiff Cincinnati wieder ihre Heimreise antreten. Aber der Strom war so niedrig, daß das Schiff bald nicht mehr vorwärts kommen konnte und 14 Tage warten mußte, bis das Wasser wieder stieg. Am 28. November 1822 gelangte Madame Duchesne endlich wieder in St. Louis an und begab sich sofort zu ihren Töchtern nach Floissant, wo sie mit großer Freude und Herzlichkeit bewillkommenet wurde.

(Fortsetzung folgt.)



L i e b e und **O p f e r** bilden die Mittel der Erlösung. Nur in der Liebe zu Gott wurzelt die Kraft des Opfers. Nur diese Kraft des Opfers vermag hienieden das Geschick zu zermalmen, welches uns sonst selbst zermalmt. „In der Weltgeschichte,“ sagt der polnische Dichter Krasiński, „ist das Opfer der unüberwindliche Löwe des Stammes Juda; Gemeinheit und Hochmuth sind ebenso viele Aufsteckrichte, welche der kleinste Windzug in das Nichts zerstreut.“

Wer Leidenschaft sagt, sagt Leiden und wer sie in seinem Herzen einnistet läßt, erfährt es. Der Stolz müht sich ab, um Ehrenstellen zu erlangen. Der Neidische ist immer blaß wegen des an ihm nagenden Wurmes. Der Geizige verzehrt sich in maßlosen Sorgen des Geldes willen. Der Ungläubige ist zahllosen Nöthen des Leibes

und der Seele unterworfen. Man spricht von Sklaven der Leidenschaften.

H u m a n i t ä t und **B r u t a l i t ä t**. — Wir hören täglich den Ruf nach Humanität und sehen leider nur zu oft Acte der Brutalität. Auf der einen Seite ein gewaltiges Ringen und Drängen und Streben nach den höchsten Idealen, welche die Menschenseele zu fassen vermag, und auf der andern Seite ein Aufsteigen so niederträchtiger Leidenschaften, welche die Menschen immer zertheilen, zertrennen und zerklüften. — Es gibt nur einen Weg zur wahren Humanität; es ist die Lehre und das Leben desjenigen, der gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ — Jesus Christus, Gottes Sohn. Außer ihm ist Irrthum, Lüge und Tod, durch ihn vermag die Menschheit Alles, das Höchste und Beste, ohne ihn vermag sie nichts.

„Das arme Herrle.“

Ein psychologischer Versuch.

Von P. Paul Mathies, S. J., Prairie du Chien, Wis.

Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Intermezzo buffo.

„Was lachten Sie denn so jämmerlich, Bertha, als Sie heute Morgen in das Zimmer kamen? Ich hätte uf'n Haar die ganze Kaffee-Servisage vom Baron uf'm Boden geliefert.“

Diese Frage stellte Felix Lehmann, der genaue, feinfürsichtige und glattrasierte Bediente des Legationsrathes, als er an einem schönen Nachmittage die Post alleintraf.

Als Antwort fing das Mädchen abermals an zu lachen.

„Nanu, Freil'n Bertha! Nehmen Sie Ihren moralischen Halt 'n wenig zusammen!“

„Ach . . . ach . . . ach, ich sterbe, wenn ich bloß daran denke!“ und unter schrecklichen Convulsionen warf sich die Donna in einen Schaukelstuhl, wo sie sich dann beruhigte.

„Ich floob et nich, sonst wären Se heut Morgen noch schon freipirt.“

„Felix, was brauchen Sie für Ausdrücke mir gegenüber!“

„Na, denn jeben Sie mer doch 'ne jebildete Antwort uf meene Frage!“

„Sie reden wieder ihr abscheuliches Berlinisch. Sie können doch anders.“

„Wie singt ihr Pfälzer denn? Hachde scho' der grohisch Huhnd rahn? Der Huhnd, wo gescht mimme Här Leihdnont gumme isch?“

„Aber ich rede doch nicht so.“

„Es ist wahr, Sie jeben sich Mühe. Bertha, wenn Sie erst Ihre Hand in die meine jelegt haben . . .“

„Ach gehen Sie doch! Soweit sind wir

noch nicht, Felix. Ich will Ihnen übrigens erzählen, warum ich so gelacht habe. Ach du lieber . . . haha . . . es ist zu drolig!“

Sie holte ein Papier aus der Tasche und hielt es dem Diener hin. Felix las laut:

Du bist der Sonn, der leucht auf mein Verlasseniß,
O Skald von Norweg, bist ihm gans gewiß.
Du sinkst auf deine Harje von den alten Sötern,
Und itralst in mein Walhalla Morgenrötern,
Was mir die Palast von der Freya is.

Da brat mir doch einer 'n Storch und die Beene recht knusperig! Das Zeig kann man ja gar nicht verpliestern!“

„Lesen Sie, lesen Sie!“ lachte Bertha in ihrem Schaukelstuhl.

Dein Silberfchwän hat mich das Brief geschwommen,
Er ist auf See zu Albion gekommen,
Ich hab' ihn aus der Schnauze sein genommen
Und hab' geweint durch einen halben Nacht.

Dann hat Eliza ihren Mut beschließt
Und folgen dich, wo du, o Lothar, bist.“

„Das ist ein Brief von Eliza an Lothar, daran können wir nich tippen. Aber wer sind die zwee?“

„Den Brief fand ich heute Morgen auf der Treppe in einem Buch, das „Fritthjof-Sage“ hieß und der knochigen Miß Longmans gehörte. Der Name stand drin. Ich brachte das Buch der Eigenthümerin zurück. . .“

„Und das Gedicht annicirten Sie; natürlich. Es is übriens gestochen und hat sich jewaschen.“

„Verstehen Sie alles?“

„Nicht bis auf den letzten Moment. Da ist aber noch ein . . . noch 'was geschrieben, aber keine Verse mehr. Halt' mal :

Meine Mutter liebt den deutschen Stunden nicht mehr. Ich stehe ihm aber entgegen. Schreiben Sie keine Verse wiederum. Diese Verse sind die Antwort auf Ihren. Legen Sie besser einen Bissen Papier auf dem Palmbaum vor das Leseraum nach Supper. Ich hange daneben mein Hut und Shawl. Seien Sie sorgenvoll, sonst Sie verlieren Ihren möglich abreisenden
Eliza L.“

„Ist das nicht drollig, Felix?“

„Klassisch. Aber wer ist—ihm?“

„Ich habe schon darüber nachgedacht. Ob der schwindlichtige Student Lothar heißt?“

„Können wir sofort feststellen. Da liegt die letzte Fremdenliste . . . halt 'mal, Oberengandin . . . Sankt Moritz . . . Hotel Sankt Moritz Ruhn . . . hier . . . da stehen wir auch wieder drin, Legationsrath und Freifrau von Fernau nebst Kind und Dienerschaft, stimmt . . . Bruno Starck . . . stimmt auch, aus Neustadt . . . der Student muß früher stehen . . . richtig, wir haben ihn: Lothar Hoffmann, Rechtskandidat, Berlin.“

„Rechtskandidat?“

„Ja, und wie es scheint, Heirathskandidat. Was wollen Sie nun mit dem Brief thun?“

„Zum Spaß aufbewahren.“

„Aber auch beantworten.“

„Wer? Ich?“

„Sie oder ich.“

„Felix, Sie sind doch ein Schlingel.“

„Das erjordert die Höflichkeit. Briefe, die man erhält, muß man beantworten.“

„Aber was kann das geben, wenn's herauskommt! Köstlich wäre es freilich.“

„Lassen Sie mich nur machen.“

Er ging an die Schreibmappe seines Herrn und nahm ungenirt einen Briefbogen heraus, von welchem er ein sauberes, viereckiges Stück abschchnitt. Bertha schaute

lachend zu. Felix setzte sich hin und schrieb. Dann zeigte er es der Jose mit den Worten:

„Sie kennt natürlich seine Handschrift, darum schreibe ich nur diese Zahl. Lesen Sie : 2,560 £ St. ; Pfund Sterling heißt das.“

„Ja, was soll denn das?“

„Wir legen das auf den Palmbaum vor dem Leseraum.“ Halt L. H., das muß noch in der Ecke stehen. So, mein Herr, jetzt habe ich meine Rache.“

„Rache?“ fragte Bertha erstaunt.

„Zawohl, Rache. Das erzähle ich Ihnen ein ander Mal. Mit dem Herrn habe ich gestern ein Bankkonto gehabt. Nun werden Sie aber nicht neugierig. Das heißt, Sie sind's schon. Habe die Ehre.“

An der Thüre wandte er sich noch mal um :

„Bertha, wenn Sie das Reisegeld . . . irgendwo finden, dann können wir uns aufmachen.“ „Ich werde mir's noch sehr überlegen, sie durchtriebener Mensch!“ rief ihm Bertha nach.

Dann huschte sie in das Schlafzimmer der Baronin und machte sich dort zu schaffen. Der Legationsrath war mit seiner Frau per Schlitten nach Samaden gefahren. Die Jose begriff es nicht, denn am Abend vorher hatte sie noch eine Szene zwischen den beiden Gatten belauscht, bei welcher der Baron sehr heftig gewesen war und mehrmals von päpstlichen Rathgebern, fanatischen Monsignori und albernen Skrupeln gesprochen hatte. Zum Diner waren die Herrschaften zurück, und dem Baron gefiel es, zur Abwechslung mit seiner Gemahlin an der Table d'hote zu erscheinen. Am selben Tische speiste auch Mrs. Longmans, eine schwarzgekleidete Dame mit rundlichem, frischen Gesichtchen unter der sauberen, weißgefaßten Widow-Cap, und zu ihrer Rechten die knochige, ewig lächelnde und kispelnde Miß Eliza. Unter den Herren im Hotel war es bekannt, daß Miß Eliza die einzige Tochter des bekannten, vor zwei Jahren verstorbenen Londoner Bankiers Goldsmith Longmans von Longmans &

Greenback war. Die reiche Erbin galt bei allen als sehr lebenswürdig und interessant. Der Platz an ihrer rechten Seite war noch frei, als die Miß Platz nahm. Sie bat ihre Mutter, mit ihr den Stuhl zu tauschen. Kopfschüttelnd that die alte Dame es. Eliza wollte nicht neben Mr. Hoffmann sitzen. Einer der Kellner brachte während der Suppe ein Bouquet von Edelweiß, in dieser Zeit eine große Novität.

„Was soll das?“ fragte die Miß.

„Der Herr Hoffmann hat es mir übergeben, Miß.“

Es war Eliza's Geburtstag.

Aber—was war denn los?—die junge Dame stieß das Bouquet zurück und erwiderte dem verdutzten Kellner :

„Tragen Sie den Bouquet wo Sie wollen oder wieder rückward zu dem Man, welcher ihn gegeben hat.“

„For Heaven's sake, Eliza!“ rief Mrs. Longmans.

„O shame, shame for a gentleman“ weinte die Miß, legte Löffel und Serviette auf den Tisch, stand auf und verließ den Speisesaal, gefolgt von ihrer Mutter.

Fünf Minuten später erschien Lothar und begegnete den spöttischen Blicken der Tafelrunde. Die Gedekte der Longmans waren schon berührt, das sah er sofort, aber die Damen unerklärlicher Weise vor dem ersten Gange verschwunden. Enttäuscht schaut er über die beiden leeren Stühle hinweg zu Della Baletta, welcher Mühe hatte, nicht laut herauszulachen. Der Maler und der Student konnten sich nicht recht leiden; sie fühlten das instinctiv und redeten selten mit einander. Lothar meinte übrigens, wie früher an Bruno, so jetzt an Della Baletta, einen Nebenbuhler bei der reichen Miß zu haben. Daher der giftige Blick, den er aus seinen grauen Augen auf den Pittore schoß. Della Baletta zuckte nur mit den Achseln und bediente sich gefühllos mit einem fastigen Stücke Roastbeef.

„Kellner!“ rief jetzt Hoffmann.

„Herr Doctor?“

„Haben die Damen mein Bouquet bekommen?“

„Nein, Herr Doctor“ sagte der junge Gagnymed und schaute in eine Ecke des Speisesaales.

„Zum Kukuk, haben Sie es der Miß denn nicht überreicht?“

„Miß Longmans hat es nicht—nicht angenommen.“

Della Baletta platzte aus. Er konnte es nicht helfen. Das Pech des geckenhaften, gespreizten Jünglings belustigte ihn.

„Es ist gut, Julius“, antwortete Lothar dem Kellner, und er fügte hinzu: „Fragen Sie Herrn Della Baletta, ob ich ihn nach der Table d'hôte einen Augenblick im Billiardzimmer sehen könnte.“

Der Kellner ging und kam zurück:

„Herr Della Baletta wird sich sofort nach dem Essen einfinden.“

Diese Vorgänge und Worte waren theilweise von den Umstehenden verstanden worden. Niemand hatte besondere Sympathien für Lothar, obschon man ihm ansah, daß seine Gesundheit sehr bedenklich sein mußte. Die meisten urtheilten: Er hat es selbst Schuld, denn er spielt, trinkt und raucht ja bis in die Nacht hinein.

Vor dem Dessert erhob er sich; Della Baletta blieb bis zum Ende der Table d'hôte.

Der Legationsrath, welcher sich auch wiederholt über die Manieren des Studenten geärgert hatte, flüsterte dem Maler zu:

„Geben Sie diesem Laffen einen gehörigen Denkartel. Gestern hat er wieder von seinen schwedischen Ahnen gefaselt. Das ganze Rauchzimmer flieht ihn, wenn er kommt.“

Die Baronin jedoch warnte ihren Better:

„Ettore, verliere dem Menschen gegenüber nicht deine Haltung. Laß' dich auf keine Forderung ein. . . du bist auch leicht hitzig und vorichnell.“

Im Billiardzimmer fuhr der Student sofort auf seinen vermeintlichen Rivalen los:

„Es ist gut, daß Sie erscheinen, um mir Aufklärung zu geben.“

„Aufklärung? Ich folge Ihrer Aufforderung, Sie hier zu sprechen, und denke, es ist an Ihnen, Herr Hoffmann, mich aufzuklären, was mir diese Ehre verschafft . . .“

„Sie wollen sagen, Herr Della Baletta, daß Ihre Handlungsweise überhaupt keine Aufklärung zuläßt.“

„Ich verstehe sie nicht, Herr . . .“

„Glauben Sie, ich verstehe, wie ein Mann von Ehre zu einem solchen Streiche fähig ist?“

„Von wem sprechen Sie, Herr Hoffmann? Ich bin sehr erstaunt . . .“

„Erstaunt sind Sie? Schämen sollten Sie sich . . .“

„Herr . . .“

„Zawohl, schämen! Vor der Miß und vor mir, sie niedriger Intriguant!“

„Das ist eine unerhörte Impertinenz . . .“

„Gewiß, von Ihnen. Ich stehe Ihnen in jeder Weise zur Verfügung und werde den ganzen Abend auf meinem Zimmer sein, um Ihren Kartellträger zu empfangen. Der meinige ist . . . Sie werden das in einer halben Stunde erfahren. Und da haben Sie Ihren Wiß, den mir die Lady soeben durch einen Kellner hat zustellen lassen.“

Er warf einen Brief auf den Tisch und rannte mit hochrothem Kopfe aus dem Zimmer. Della Baletta war begreiflicher Weise ebenso aufgebracht wie erstaunt. Er nahm das Couvert, welches an den Studenten adressirt war. Die Schrift verrieth die Engländerin. Aber was bedeutete denn der Inhalt? Ein Briefbogen und ein beschriebener kleiner Zettel. Auf dem Bogen stand: „Miß Longmans verbittet sich allen weiteren Besuch. Sie kennt nur Gentlemen.“ Auf dem Zettel: „2500 £ St.“

Der Italiener begriff die ganze Geschichte nicht, süßte sich aber so gereizt, daß er sofort den Legationsrath aufsuchte und ihn bat, seine Sache in die Hand zu nehmen. Eine Stunde später conferirte Fernau mit dem Vertrauensmann Lothars, einem Dr. Mettler, der auch im Hotel wohnte und als „Literat aus München“ in der Fremdenliste stand. Der Baron bemühte sich, die ganze

Geschichte in's Wasser fallen zu lassen, zumal sich herausstellte, daß der Maler an dem Fettel mit 2500 £ St. vollständig unschuldig war. Leider wollten aber die beiden Gegner ihre Ausdrücke „Intriguant“ und „Impertinenz“ nicht revociren. Und Hoffmann hegte nach wie vor Verdacht, daß Baletta ihm im Wege stehe. Der Zweikampf mußte also stattfinden, aber Fernau wie Dr. Mettler erklärten, die Sache sei nicht der Pistolen werth und die Paukanten sollten sich mit krummen Säbeln oder Florett zufrieden geben. Endlich entschied man sich für die Säbel; Della Baletta mußte sich erst auf die ihm ungewohnte Waffe einüben und der Student gab ihm den dazu nothwendigen Aufschub. Allen Nichtbetheiligten gegenüber wurde das strengste Stillschweigen beobachtet. Die Baronin freilich ahnte, daß irgend etwas im Werke sei und sann darüber nach, wie sie helfen könnte. Auch Bruno war erstaunt, am Tage nach der Forderung eine Waffe in Della Balettas Studio zu finden. Einmal überraschte er sogar den Künstler, wie er seine Gliederpuppe, den sogenannten ‚Laien‘, mit kunstgerechten Stichen auf den Arm bearbeitete.

„Was geht denn hier vor?“ fragte er ihn bei seinem Eintritte.

Erröthend ließ Della Baletta die Waffe sinken und antwortete:

„Ich übe meine Kräfte ein wenig.“

„An der armen Gliederpuppe?“

„Nun ja. Vorläufig habe ich kein anderes Objekt.“

„Wieso vorläufig?“

„O . . . das sagte ich nur so.“

„Du sollst lieber an deinem Bilde deine Kräfte üben. Wo ist denn der alte Grisalla?“

„Ich habe ihn heimgeschickt.“

„Warum?“

„Ich bedarf seiner vorläufig nicht.“

„Nicht? Ist dein Tobias fertig?“

„Das nicht.“

„Aber?“

„Nun ja, ich kann nicht malen, ich . . . ich habe andere Dinge im Kopfe.“

Bruno trat an den Künstler heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte : „Du bist älter als ich, Ettore, aber erlaube mir eine Bemerkung . . .“

„Ja, was wünschest du denn?“ Della Valetta war etwas unwirsch.

„Ettore! Laß den dummen Jungen laufen!“

„Was? Bruno, du weißt . . .“

„Ich kann mir alles denken. Du willst dich mit dem Studenten schlagen. Jawohl, das ist es. Du wunderst dich, wie ich dahinter gekommen bin? Das ist höchst einfach. Hoffmann steckt mit seinem Dr. Mettler zusammen, Dr. Mettler hat Unterhandlungen mit dem Baron, der Baron verhandelt mit dir, und du anstatt fleißig zu malen, übst dich im Fechten. Ein Blinder kann ja merken was da vorgeht . . .“

„In der That, das ist . . .“

„In der That das ist zu dumm.“

„Bruno!“

„Ja zu albern. Und ich vermuthete, die ganze Geschichte dreht sich um ein Weibsbild.“

„Freilich. Da du die Hauptsache weißt, kann ich es dir—natürlich unter strengster Discretion—mittheilen. Es handelt sich um die Miß Longmans.“

„Hab' ich mir doch gedacht. Ich wiederhole, es ist zu einfältig, zumal die Damen ja vor drei Tagen nach Pontresina abgereist sind.“

„Thut nichts zur Sache. An der Engländerin habe ich kein Interesse. Aber daß dieser Windbeutel mich einen Intriquanten genannt hat!“

„Ein Windbeutel kann noch vieles andere behaupten.“

„Gewiß, und er verdient eine exemplarische Züchtigung!“

„Also du, ein vernünftiger Mann, willst dich mit einem Windbeutel schlagen?“

„Ja, meine Ehre verlangt das.“

„Und wenn er dich verstückelt?“

„So ist meine Ehre gerettet.“

„Diese Beweisführung ist mir zu dunkel. Du willst ihn strafen und meinst, die

Sache wäre in Ordnung, wenn er—dir den Kelm abschlägt?“

Der Maler rannte in seinem Zimmer auf und ab und gab keine Antwort.

„Ettore, bist du ein Mensch von gesundem Verstande?“

„Du verstehst diese Dinge nicht Bruno. Der gesellschaftliche Ehrenkodex schreibt mir meine Handlungsweise vor.“

„Der, was?“

„Die Anschauungen, die eben in der Gesellschaft gang und gebe sind.“

„Einfältig, albern, thöricht—und gottlos!“ rief der Jüngling.

Della Valetta zuckte mit den Achseln.

„Deine Künstlerlaufbahn kann auf diese Weise ruinirt werden. Vielleicht bist du arbeitsunfähig, wenn dieser elende Mensch . . .“

„Was ist ein Künstler ohne Ehre? Ich muß mich schlagen.“

„Und ich, Ettore, verbiete es dir.“

„Du, Junge? Du?“ meinte Della Valetta und maß Bruno mitleidig von oben bis unten.

„Freilich. Freilichst verbiete ich es dir.“

„Und mit welchem Rechte, bitte?“

„Als dein Bruder in Christo! Es ist gegen den Willen Gottes. Die Kirche verbietet den Zweikampf. Du bist ein Katholik, Ettore!“

Der Maler brauste auf :

„Ein junger Mann, der nichts von der Welt weiß, giebt mir Katechismus = Unterricht! Das ist wirklich prächtig!“

„Gelassen versetzte Bruno :

„Warum sollte ich nicht, da du, der ältere, erfahrene Mann, deine Christenlehre veressen hast.“

„Das ist stark, Bruno!“

„Ja, es ist stark,“ gab Bruno lachend zu und schaute den Künstler mit seinen schönen, treuen Augen schelmisch an. Della Valetta fürchtete, den kürzeren zu ziehen. Schnell entschlossen drängte er daher den Jüngling zur Thüre, öffnete dieselbe und schob ihn auf den Korridor mit den Worten :

„Seh, Bruno. Du bist noch kein Rathgeber in Ehrensachen. Wenn du auf der Universität gewesen wärest, würdest du anders reden.“

„Sieht man auf der Universität seine christlichen Grundsätze auf? Dann werde ich sie nie besuchen.“

„Schön, schön. Du meinst es gut, Bruno,

hast aber noch keine Lebenserfahrung. Adieu, wir bleiben gute Freunde, aber ich weiß, was ich zu thun habe.“

„Wenn du dich schlägst, bin ich dein Freund nicht,“ erwiderte der Jüngling traurig, als Della Valetta ihm die Zimmertüre vor der Nase schloß.

(Schluß folgt.)



Aus meiner Klosterzelle.

Von Bruder Gottlieb, O. C. C.

Die armen Spanier sind doch wahre Pechmaier. „Und wenn einmal der Mensch Pech hat, dann hat er Pech.“ Am Sonntage, den dritten Juli, hat der spanische Admiral Cervera versucht, mit seiner Flotte aus dem Hafen von Santiago zu entweichen. Die Landluft wurde ihm zu schwül, und die armen Matrosen hatten Nichts mehr zu essen. Wein war noch genug da und da gab man den armen verhungerten Matrosen soviel Wein als sie trinken wollten. Und dann ging es zum Hafen hinaus. Seit Wochen hatte die mächtige amerikanische Flotte vor dem Hafen gewartet, wie eine Raqe vor dem Mäuseloch, und wirklich, da kamen die spanischen Schiffe endlich. Wie die großen Kriegsschiffe über die spanischen Kreuzer herfielen, und wie nach einigen Stunden Hunderte von Spaniern erschossen oder ertrunken waren, wie sämmtliche spanische Schiffe zerstört wurden, und wie schließlich was noch übrig blieb gefangen genommen wurde, vom Admiral Cervera herunter bis zum letzten Schiffsjungen, das Alles ist lang und breit in den Zeitungen beschrieben worden.

Aber es ist etwas Unheimliches bei der ganzen Geschichte—die Vernichtung der spanischen Flotte zu Manilla fand an einem Sonntage statt. Die ganze Flotte wurde in einigen Stunden gänzlich zertrümmert. Hunderte von Spaniern verloren das Leben. Die amerikanischen Schiffe wurden kaum beschädigt und nur ein Amerikaner

verlor das Leben, und eine halbes Duzend wurde verwundet.

Bei Santiago wurde diese ganze Geschichte bis auf die kleinsten Einzelheiten wiederholt. Wieder war es Sonntag. Die ganze spanische Flotte wurde in einigen Stunden zertrümmert, obchon sie aus den herrlichsten Kreuzern Spaniens bestand. Hunderte von Spaniern verloren das Leben, während dem auf der amerikanischen Seite die Schiffe wiederum kaum beschädigt wurden und nur ein Amerikaner das Leben verlor und ein halbes Duzend verwundet wurde. Wenn das nur reiner Zufall ist, dann möchte ich wissen, was Vorsehung ist.

Ich will mir nichts anmaßen, und wage daher kaum zu sagen, daß dieses Alles ein Strafgericht Gottes ist, aber Zufall gibt es ja überhaupt nicht, und es fällt kein Spatz vom Dach ohne den Willen des himmlischen Vaters.

Man kann es also nicht dem Vaterlandsliebenden übel nehmen, wenn er nach solchem glänzenden Siege den 4. Juli recht lärmend feierte, da durfte man doch wohl einige Paq fire crackers mehr verschießen, selbst wenn man noch nicht ganz im Reinen war, ob der Krieg überhaupt hätte erklärt werden sollen. Selbst mir armen Klosterbruder ist das Blut ein wenig schneller durch die Adern geflossen, als ich von diesem zweiten Siege hörte. Der liebe Gott wird schon Alles zu seiner Ehre wenden, denn der Mensch denkt, aber Gott lenkt.“

Die amerikanische Republik ist jetzt das Vaterland der meisten unserer Leser, und wir glauben Alle fest daran, daß der liebe Gott seine eigenen hochheiligen Absichten mit unserm geliebten Lande hat, wenn wir auch mitunter in unserer Beschränktheit meinen, daß die groben menschlichen Unvollkommenheiten, die grenzenlose Selbstsucht und Bestechlichkeit unserer Beamten, die nutzlose Korruption unserer Politiker, und die ungeheuere Entwicklung der Geldmacht furchtbare Erschütterungen herbei führen werden. Diese Befürchtungen kommen ja gerade daher, weil wir unser Land lieben.

Ob Deutschland wirklich Lust hat, mit den Amerikanern anzubinden, wie einige gelbe Zeitungen es uns haarflein beweisen wollen, oder ob der deutsche Kaiser seiner Kiaohow-Flotte ein Wischen Kriegsschauspiel aus nächster Nähe liefern will, ist uns Deutsch-Amerikanern ganz egal. Wir werden unser Vaterland Amerika mit Gut und Blut vertheidigen, selbst gegen einen Feind, der unsere Sprache spricht. Gegen einen auswärtigen Feind sind wir Alle vereinigt. Gegen die inneren Feinde jedoch, die durch schlechte Politik unser Land entkräftigen und herabziehen, da sind wir nicht so einig. Da spielt Mancher aus uns den dummen deutschen Michel, und heult mit den Wölfen.

Deßwegen ist so ein Krieg oft ein großes Glück. Er vereinigt Alle unter dem glorreichen Sternen-Banner, und so lange wir auf Andere hauen, vergessen wir das Schimpfen auf Einander. Und wenn dann nach dem endlichen Siege der Pulverdampf verflogen ist, werden wir vielleicht ausfinden, daß die politischen Fragen, die uns so wichtig schienen, und uns so heftig entzweiten, ganz anderen und wichtigeren Fragen Platz machen müssen.

Kaum hatten wir uns etwas aus dem Jubelkrausche des 4. Juli erholt, da kam die schreckliche Hiobspost des Unterganges der Bourgoigne. Am 4. Juli, zwei Tage nach seiner Abfahrt von New York, stieß dieser große Dampfer mit vielen Menschenleben besetzt, mit einem schottischen Segelschiffe

im Nebel zusammen, und nur eine kleine Anzahl der Schiffbrüchigen wurde gerettet.

Die Zeitungen berichten haarsträubende Scenen, die sich auf dem sinkenden Dampfer abspielten. Die Schiffsmannschaft, deren heilige Pflicht es war, die hilflosen Passagiere so viel wie möglich zu retten, soll nur an das eigene Leben gedacht haben, und die armen Ertrinkenden mit Fäusten, Rudern, und sogar Messern von den Rettungsboten zurück in's Wasser gestoßen haben.

Die höheren Offiziere blieben auf ihrem Posten, und gingen mit dem Schiff zu Grunde. Und auch die Priester, die sich auf dem Schiffe befanden, opferten heldenmüthig ihr Leben auf. Anstatt sich selbst zu retten, gaben sie ihren Mitreisenden alle leibliche und geistliche Hülfe, die sie leisten konnten, und nach rechts und links den Ertrinkenden die Absolution ertheilend, sanken sie, Märtyrer ihrer Pflicht, in das nasse Grab.

Es waren drei Dominikanerpatres zwei Weltpriester und ein Bruder, die dieses Beispiel der christlichen Nächstenliebe einer ungläubigen Welt gaben. Vaterlandsliebe hat keine Helden, wie die Spanier es Tags zuvor bewiesen, aber die Religion allein bietet uns das Schauspiel selbstloser, heldenmüthiger Aufopferung für den Nächsten.

Hoffentlich wird es nun bald Frieden geben. In Santiago haben die Spanier schließlich eingesehen, daß es thöricht sei, gegen die gewaltige Uebermacht der Amerikaner länger zu kämpfen. Sie haben also die Waffen gestreckt, und sich dem Dunkel Sam ergeben unter der Bedingung nach Spanien zurückbefördert zu werden.—Dunkel Sam hat es auch großmüthig zugestanden. Dadurch ist manches Menschenopfer gespart worden. Da die Spanier selbst keine ordentliche Flotte mehr haben, werden wir also nächstens mit einer amerikanischen Friedensflotte die spanischen Soldaten nach Hause bringen. So was ist doch noch nie dagewesen in der Weltgeschichte. Wenn das den Spaniern noch nicht die Augen öffnet, dann müssen wir unsere amerikanische

Kriegsflotte hinterdrein schicken, um ihnen Morez zu lehren.

So hätten wir jetzt ein Stück Cuba. Wir werden nun in die Lage gesetzt, das neue Regiment, für welches wir solche großartige Opfer gebracht, in's Leben zu rufen— und den Cubanern Gelegenheit geben, der Welt zu beweisen, daß sie sich selbst unabhängig regieren können, als die Spanier bei ihrer Mißwirtschaft es zu thun vermochten. Ja wohl, große Mahlzeit! So weit sind wir noch lange nicht. Wir haben einige Sachen näher kennen gelernt, seitdem wir auf der Insel sind, und die erste ernüchternde Wahrheit ist die, daß die Cubaner ganz elende, verkommene Räuberbanden sind. Es steht zu bezweifeln ob man unter der ganzen Sippschaft ein Duzend anständiger Leute finden kann. Anstatt diesen die Regierung auch nur eines Quadratfußes zu geben, hat der amerikanische General nach reifer Erfahrung beschloffen, sie nicht einmal in die Stadt kommen zu lassen. Man kann ihnen gar nicht trauen. Solche, die es wußten, hatten uns diese Thatsachen schon früher bekannt gemacht, aber man glaubte es nicht. Spanien war an Allen schuld, und die Injurigen waren die liebe Unschuld selbst. Wir werden schließlich gezwungen werden, unser feierliches Wort, daß wir keinen Eroberungskrieg führen wollten, ebenso feierlich zu brechen.

So haben wir uns neulich die Ladronen-Inseln geholt. Kein Mensch dachte dort an Krieg. Der Statthalter Spaniens hielt dort Haus in aller Ruhe und Zufriedenheit mit einem Handvoll Soldaten, die kein Pulver hatten. Der gutmüthige Herr, der noch gar nicht einmal wußte daß es Krieg gab zwischen Spanien und Amerika, war ganz verblüfft, als die amerikanischen Schiffe ihn mit Kanonenschüssen begrüßten. Ganz höflich entschuldigte er sich, daß er keinen Gegengruß abschießen konnte, da er kein Pulver hatte. In diese ideale Verhältnisse hinein kam ihm, an seinem eigenen Tische, zu welchem er die amerikanischen Offiziere

eingeladen, wie ein Donnerschlag aus heilerem Himmel, die entsetzliche Nachricht, daß er Kriegsgefangener sei. Er und seine ganze Garnison, keine Hundert Mann, wurden auf ein amerikanisches Schiff gesetzt und nach Manilla mitgeführt. Die Inseln wurden von amerikanischen Truppen besetzt.

So wird nun es jetzt auch mit den Karolineninseln machen. Wir wollen keinen Eroberungskrieg führen, aber wir werden alles einstecken, was wir kriegen können.

Hawaii hat man in der jüngsten Zeit annektirt. Jetzt bleibt uns nur noch Porto Rico auf unserer Seite des Meeres zu verschlucken, und dann gehen wir nach Spanien, um die Kanariensinseln und die Balearenischen Inseln auch noch zu verschlingen. Wenn es so fort geht, dann kann Dank Sam bald jedem Bürger eine Insel schenken. Man hört jetzt von allen Seiten den Ruf: Wenn nur der Krieg zu Ende wäre! Die Geldleute, die verdienen mit dem Kriege, aber die armen Leute fühlen den Druck der schlechten Zeiten immer mehr. Man betet schon aus voller Brust für den Frieden. Das hat auch der englische Prediger bei der Wallfahrt nach unserem Kloster zu Niagara Falls so stark betont. Das trauere Wallfahrtskirchlein ist ja Unserer Lieben Frau vom Frieden gewidmet.

Die Wallfahrt soll heuer stärker besucht worden sein, als je zuvor. Besonders aus Buffalo strömten die Pilger herbei, über Tausend an der Zahl, um den großen Skapulierablaß zu gewinnen. Alle unsere Kirchen im ganzen Lande wurden von zahllosen Gläubigen besucht am Feste Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel.

So verbreitet sich die Skapulierbruderschaft immer mehr und mehr. Es gereicht uns Allen zu unjünglichem Troste, daß alle katholischen Soldaten in unserer Armee, in Cuba sowohl wie auf den Kriegsschiffen, mit Skapulieren versehen sind. Wir werden nach dem Kriege sicher wieder viele Erfahrungen in welchen das Skapulier seine wunderbaren Eigenschaften bewies

auf dem Schlachtfelde und im Hospital. Und was wir erfahren werden, das wird unsern lieben Lesern der Rundschau zur Erbauung vorgelegt werden.

Der greise Erzbischof von Toronto wollte dieses Jahr die Wallfahrt nach Niagara Falls mitmachen, wurde jedoch daran verhindert durch einen kleinen Unfall der zwar nicht gefährlich, aber höchst peinlich war. Beim Besuche des neuen Gottesackers in Toronto trat er durch einen Fehltritt in eine

Vertiefung und verletzte sich dabei das Knie.

Hoffentlich wird er wieder ganz hergestellt sein, um an den geistlichen Uebungen theilnehmen zu können, welche in diesem Jahre zum ersten Male im neuen Hospize stattfinden werden und zwar in der letzten Woche dieses Monats. Bis dorthin wird die elektrische Einrichtung fertiggestellt sein, und wird somit diese Priesterversammlung die eigentliche Eröffnung des Gebäudes sein.



Wenn auch vor deiner Thür einmal
Wohl Arme seufzend steh'n:
Merk' auf, ob nicht in ihrer Zahl
Der Herr sei ungekehrt ?

Auch wenn ihr Ruf so weh und bang
Ersehnt zu dir hinein:
Horch auf, ob seiner Stimme Klang
Nicht möchte drunter sein ?

O, nicht so fest und eng verschließ
Die Thüren und das Herz;
Ach, wer den Heiland von sich stieß,
Was träge den für Schmerz !

Drum öffne mild und mittheilsvoll
Dem Flehenden dein Haus,
O, reiche gern der Liebe Zoll
Dem Dürftigen hinaus !

Dem ehe du dir's wirst versehn,
Ist's dein Herr Jesus Christ ;
Wer wird durch deine Thüre gehn,
Weil sie so gastlich ist !

Und ehe du ihn noch erkannt,—
So arm erschien er dir,—
Erhebt er seine heil'ge Hand
Zum Segen für und für !

Gott hat das Recht, alle in der Armuth zu lassen, damit sie ihnen zur Prüfung und Uebung der Tugend diene. Was für ein Unrecht fügt er nun den Menschen zu, wenn er einige davon ausnehmen wollte ?

Wenn die Völker ihre „eigenen Wege gehen“ und auf Gott vergessen, sinken sie in Egoismus. Habgucht und Genußsucht, Wucher und Ausschweifung nehmen überhand und scheiden die Gesellschaft in zwei

Klassen : in Besizende und Enterbte, in Herrschende und Sklaven. Die Menschheit wird das Objekt der Ausbeutung und der sinnlichen Gelfüste der Mächtigen, der Reichen, der Starken. An Wucher und Sinnlichkeit gehen solche Völker zu Grunde.

Das Vorbild der Welt ist der Weltheil- land, dessen Leben Liebe und Opfer war. Stolz und Genußsucht—der Egoismus—hatte die Menschheit in Sklavenketten gelegt. Demuth und Opfer—die Liebe brachte die Erlösung. Christus demüthigte sich bis zum Tode, bis zum Tode der Sklaven am Kreuze. Durch dieses Opfer wurde die Menschheit erlöst. An dieser Erlösung nehmen die Einzelnen und die Völker aber nur dann Theil, wenn sie Christus folgen in Liebe und Opfer.

Noblesse oblige!—Was dentet der Franzose damit an ? In engeren Kreisen aufmunternd und unterstützend, in weiteren Kreisen anregend und belebend zu wirken, in Vereinen für edle Zwecke die kleinen Kräfte zu sammeln und für ein größeres Ziel heranzuziehen, überall, wo Unglück, Noth und Elend den Einzelnen zu erdrücken drohen, mit großmüthiger Hilfe aufzurichten : Das ist die Aufgabe, welche dem bevorzugten großen Vermögen zufällt. Edle Thätigkeit und edle Verwendung sind die Pflichten des Besitzers. Doch was sehen wir ? Der große Besitz gefällt sich im Luxus und Verschwendung, in einem müßigen, nur der Genußsucht fröhlichen Leben.

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

Editorielles.

Der Untergang des Dampfers Bourgogne entrollte ein grauenvolles Bild menschlicher Verthierung und wahnsinniger Todesfurcht. Das schreckliche Unglück brach plötzlich herein und die knappe halbe Stunde, welche vom Momente der Collision bis zu jenem Augenblicke verstrich, in welchem das majestätische Schiff in dem gurgelnden Meere versank und dessen Wellen rauschend über ihm zusammenbrachen, sah an Bord eine Scene, auf welche Dante's schauerliche Schilderung aus dem Inferno paßte. Panik herrschte unter den entsetzten Passagieren und Mannschaften, und die Losung war: rette sich, wer kann.

Da galt es einem Kampf ums Leben, wobei alle thierischen Leidenschaften der menschlichen Brust entseßelt rasten. Die Blätter des Landes haben graufige Schilderungen darüber gebracht und die Mittheilungen der wenigen Geretteten haben dem Schrecken darüber nichts von seiner Größe genommen. Das Deck des Schiffes war offenbar Scene einer dämonischen Orgie.

Aber ein Strahl vom Himmel fiel auch in dieses schauervolle Nachtbild menschlichen Elends. Priester der katholischen Kirche standen wie Engel Gottes inmitten der Verzweifelnden, gaben ein Beispiel heroischer Liebe, segneten und absolvirten die dem Tode Geweihten und starben als Märtyrer des göttlichen Glaubens, der über Tod und Nacht das Morgenroth der ewigen Seligkeit erglänzen macht.

Unter den Geretteten befand sich eine einzige Dame, eine Protestantin, Madame Lacasse. Hören wir, was sie im N. Y. Journal über die glorreiche That dieser katholischen Helden zu sagen weiß, namentlich über die Seelengröße und wahrhaft apostolische Erscheinung des deutschen Priesters

aus New York, der ein gesegnetes Leben mit dem Ruhme eines Märtyrers beschloß. Sie schreibt:

„Pfarrer Kessler war der Held der „Bourgogne“. Er starb, daß Andere leben möcht'n. Er vergaß den Schwimmgürtel und dachte nicht daran, für einen Platz im Rettungsboot zu kämpfen, als das Schiff zu sinken begann. Alle die werthvollen Momente, die er noch zu erleben hatte, widmete er der Seelenrettung Anderer. Er starb auf seinem Posten am Deck des Schiffes, sein Gesicht dem Himmel zugewendet und seine Hände segnend ausgebreitet. Er verdient die Heiligprechung, dieser hingeschiedene heilige Antonius wirklicher Zugenden.

Er starb, indem er Anderen die Absolution ertheilte. Er würde gerettet haben, während Andere zerförten. Ich bin eine Protestantin, aber ich verehere diesen katholischen Priester wie keinen anderen Helden der Welt.

Die Erhabenheit seines Opfers vermehrt meinen religiösen Eifer. Das Herrliche seiner Handlungen fordert meine größte Anerkennung heraus.

Ich erkenne seinen Heroismus an als eine wuchtige Wahrheit unter dem Tod des 4. Juli.

Während Kreaturen, Männer, Frauen, Kinder tödteten, um sich Platz im Rettungsboot zu verschaffen, stand er auf dem Deck und betete für Alle.

Nach der Collision lief ich mit meinem Mann auf das Deck. Die Passagiere drängten sich aneinander und kämpften gleich Wahnsinnigen für einen Platz im Boot. Die Offiziere geboten Ordnung, aber Niemand hörte auf sie. Die Mannschaften schrien gelähmt vor Schrecken oder wahnsin-

nig in ihrem Verlangen, von dem verlorenen Schiffe zu entkommen. Die an die Schiffsseiten schlagenden Wellen klangen gleich dem Brüllen einer mächtigen, hungerrigen Bestie. Um all das Entsetzliche der Lage noch zu verschlimmern, waren wir von einem Halbdunkel umgeben.

Ich hörte den Schrei einer Frau. Es war der Ausruf von Jemand, welcher einen tödtlichen Schlag empfangen hat. Eine Schrie, daß ein Italiener eine Frau niedergestochen habe, welche versuchte, vor ihm ins Boot zu kommen. Das Gewirre der Stimmen war gleich dem Chorus verlorener Seelen. Ich fühlte meine Sinne schwinden. Plötzlich wurde das Geräusch unterbrochen. Vater Keffeler kam. Er sah in seiner schwarzen Robe majestätisch aus. Sein Blick war traurig, aber ruhig. Er zeigte vollständige Resignation. Einen solchen Ausdruck habe ich nur bei Naphoel's Heiligen gesehen. Als er sich uns näherte, stiegen wir auf die Knie nieder. Mein Mann kniete dicht neben mir und hielt meine Hand umfangen. Ungefähr zwanzig Männer und Frauen und halberwachsene Kinder umgaben uns.

Das Rauseln der Maschinen und das Zischen des entweichenden Dampfes über-tönte fast Vater Keffeler's Stimme, doch wir strengten uns an, seine Augen zu sehen.

Ich denke, daß er uns als Mann und Weib erkannte, und daß wir zusammen leben oder sterben wollten. Seine Finger berührten unsere Köpfe für einen Augenblick.

„Muth und Friede bis zum Ende!“ hörte ich ihn sagen.

Er ging von Einem zum Andern, konnte aber nirgends lange verweilen, denn es waren so Viele—770 Seelen—vorhanden, die seines Segens bedurften.

Die Gesichter um mich herum waren zuerst weiß vor Schrecken, und die Menschen waren gleich Thieren zusammengekrümmet.

Als sie aber den Segen des Priesters empfangen hatten, verlor ihr Ausdruck das Schreckliche und die Gestalten erhoben sich.

Der Priester hatte ihnen den Muth gege-

ben, für ihr Leben zu kämpfen, und Muth, sich zu ergeben, wenn der Kampf gegen sie war. Er half Einigen zu leben, und dem Rest zu sterben.

Plötzlich erfolgte ein fürchterlicher Krach. Eines der Boote war von dem Mast an dem es befestigt war, heruntergestürzt. Das Schiff schwankte, das Wasser stürzte über uns, und wir wurden von den Wellen weggetragen.

Meine Augen blieben nach dem Pfarrer Keffeler. Er stand mit seinem Rücken gegen eine Kabine gelehnt. Seine Hände waren immer noch segnend ausgestreckt, sein Blick himmelwärts gerichtet, und sein Gesicht war von einem Freudenstrahl überzogen.

Das Wasser flog ihm zur Hüfte, es erreichte seine Brust, bedeckte seine ausgebreiteten Hände, und dann em Sargellon des strömenden Wassers, und das Schiff ver-schwand vor unseren Blicken.“

In ähnlicher Sprache gab auch der „Montreal Star“ seiner Bewunderung über den Heldentod der katholischen Priester und namentlich des Rev. Keffeler Ausdruck und er schloß den betreffenden Passus mit den erschütternden Worten:

„Nachdem die letzten Segensprüche dieser verehrungswürdigen Priester der katholischen Kirche verhallt waren, hörte man über dem Wellengrabe des untergegangenen Dampfers nur mehr wüste Flüche und rohes Kampfschrei!“

Ein deutsch-amerikanischer katholischer Preserverband?

Mit Bezug auf dieses Thema schreibt der trefflich redigirte „Wanderer“ von St. Paul:

„Wir haben noch je d's W'o d' e n Zeit vor dem Katholikentag, und jede Zeitung, und auch die deutschen katholischen Monatschriften hätten genügend Muße, sich die Sache zu überlegen und ihre Ansicht auszusprechen. Möge sich jede Zeitung entweder für die Negative oder für die Positive entscheiden und sich in dem einen oder dem anderen Sinne erklären, so daß man

sehen könnte, wie weit man in der Aus-
führung des Planes auf Unterstützung rech-
nen könnte."

Zu einer Frage, welche das Interesse der
deutschen katholischen Presse in diesem Lande
so direkt betrifft, zu schweigen, wäre unge-
ziemend und könnte nur durch Motive der
Lautheit oder Feigheit erklärt werden. Sol-
cher Untugenden soll man uns nicht zeihen.
Darum stehen wir nicht an, unsere Ansicht
bündig zu äußern, selbst auf die Gefahr
hin, geringen oder gar keinen Beifall zu fin-
den. Ein solcher Verband ist ein Gutes und
zwar ein notwendiges Gutes. Wenn
dasselbe jetzt noch, in erster Stunde, gethan
werden kann, sollte es unverzüglich ge-
schehen.

Wir wollen uns nicht in Reflexionen erge-
hen, zumal wir selbst erst seit wenigen Jah-
ren der spezifisch katholischen Presse ange-
hören.

Davon sind wir aber fest überzeugt, daß
es heute um die deutsche katholische Presse
dieses Landes besser bestellt wäre, wenn die
leitenden Geister derselben unter sich in
engerer Verbindung gewesen und geblie-
ben wären.

Zu Einigkeit liegt Stärke; aber gerade
dem Deutschen scheint das richtige Bewußt-
sein dieser Erkenntnis zu fehlen. Eughert-
zigkeit, Vorurtheil, Unterlassungssünden u.
m. mögen zusammengewirkt haben, um die
Bildung und Erhaltung eines deutsch-ame-
rikanischen katholischen Preßverbandes zu
hindern und zu unterbrechen. Ein Richter-
amt hierin steht uns nicht zu und ein unan-
genehmes Kapitel der Vergangenheit wie-
derzukäufen, wäre heikle und unfruchtbare
Arbeit.

Noch ist es nicht zu spät, das Verfehlt
und Versäumte gut zu machen.

Darum treten wir mit Em-
phase für die schnelle Grün-
dung des Verbandes der
deutsch-amerikanischen katho-
lischen Presse ein.

Aus allen Spalten und Seiten deutsch-

amerikanischer Blätter tönt es uns eben wie
Tobtenklage entgegen.

Hat man das bevorstehende sichere Uebel
früher nicht erkannt oder übersehen? Der
langwährende, gerade auf katholischem Ge-
biete so verschlagene und zähe Sprachen-
kampf, hinter dem sich der kirchliche Libera-
lismus seit Dekaden so geschickt versteckt,
hätte doch wahrlich längst schon Jedem die
Augen öffnen müssen. Ist er ja schon längst
zur Volksfrage geworden und gilt als ein
besonders eklatantes Zeugniß des erwach-
ten amerikanischen Patriotismus.

Die Erkenntnis der wahren Sachlage
blieb ja aber auch tonangebenden Journali-
sten verhüllt. Schrieb ja vor Kurzem noch
der Redakteur der Illinois Staatszeitung,
daß das Eingehen verschiedener deutsch-
katholischer Blätter offenbar beweise, daß
diese Presse einem Bedürfnisse nicht länger
entspreche.

Inzwischen ist aber auch ein halbes Duz-
end freimüthiger deutscher Blätter den Weg
aller Vergänglichkeit gegangen; ein deutli-
cher Beweis dafür, daß der Kampf gegen
das Deutschthum auf allen Seiten seine
Früchte zeitigt.

Die Erörterung der betreffenden Ursachen
wäre erste Aufgabe unseres Preßver-
bandes. Denn nur aus einer intelligenten
Würdigung aller hier zusammenwirkenden
Faktoren lassen sich neue segensreiche Wege
für die deutsche Presse des Landes aufspüren
und auslegen. Im Gegensatz zu der in
genanntem Blatte ausgesprochenen Ansicht
sind wir der entschiedensten Ueberzeugung,
daß heute mehr denn je eine wahrhaft ka-
tholische Presse von Nothen ist. Durchaus
nicht zum Zwecke überflüssiger und schäd-
licher Krakehlerei, aber zur Verbreitung
historischer Wahrheit, zur Corrigierung der
Schlagwörter des Zeitgeistes, zur Beleuch-
tung der Lehren des Papstthums in Bezug
auf sociale und politische Bestrebungen, zur
Definition des wahren Fortschritts, zur
Läuterung und Berklärung des Lebens, zur
Wiedereroberung der Welt für Christus,

zur Verherrlichung der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Welche Riesenaufgabe, welche erhabene gewaltige Pflicht! Zumal in der Kron-Domäne der freien Presse, in Amerika!

Ja, das Land und sein Volk bedarf einer katholischen Presse und auch das katholische deutsche Element seiner Bevölkerung kann heute noch einer wahrhaft katholischen Presse nicht entbehren.

Aber diese katholische Presse muß auf dem *qui vive* sein, auf der Höhe der Zeit stehen und zwar in allen ihren Theilen; die Monatschriften müssen mehr sein als schöne Legendarien; die Wochenblätter dürfen nicht ausschließlich dem pastoralen Ton verfallen; die Tagesblätter müssen an Würde und Geist, an Inhalt und Form über den politischen Tendenzen- und Partei-Journalen stehen.

Sie muß deutsch-amerikanisch ein, mit dem Hauptaccent auf dem letzteren Worte.

Sie muß patriotisch sein, öffentliche Meinung für ihre Principien machen helfen und darf sich im socialen Leben nicht isoliren, wenn sie nicht selbst die Kraft und das unbeschränkte Gebiet ihrer Wirksamkeit isoliren will.

Sie muß auch deutsch sein, falls es ihr um Erhaltung und Pflege deutscher Sprache und Bildung heiliger Ernst ist.

Bislang haben wir allzu ausschließlich die Schwächen nur der deutschen Regierung und Staatswirthschaft, die kirchlichen Nöthen und Kämpfe der Heimath bloßgestellt, darob das kirchenfeindliche Treiben in anderen Ländern und Erdtheilen ignorirt und so selbst geholfen, den deutschen Namen in allgemeinen Mißcredit zu bringen und in ganzen Klassen von katholischen Mitbürgern Sympathie für andere katholische Reiche und Völker zu schaffen, in welchen die Kirche noch mehr getrubelt und geknebelt ist als in Deutschland.

Sie muß selbst deutsch sein, um Propaganda für das Deutschthum in Amerika machen zu können.

Ist der Jammer über den Niedergang

des Deutschthums in Amerika berechtigt, wenn wir uns von den Borwürfen nicht reinigen können, daß wir selbst Mitschuld daran haben, wenn es Redaktionen gibt, die der Sprachenfrage wegen schon auf der Feuz sitzen, um irisch-amerikanisch zu werden, sobald das Conto des Geschäftsbuches diesen Schritt rechtfertigt, wenn es Blätter gibt, die um Sympathien der deutschen Lesewelt buhlen, während ihr deutscher Direktorenrath seine Verathungen und Protokolle in englischer Sprache führt, sich versteckt und offen als un- und antideutsch gerirt und dem Ausdrucke katholischer Ueberzeugung gerade nur soviel Spielraum gestattet, als es die Interessen seiner Gründer zu erlauben scheinen?

Wahrlich, die deutsch-amerikanische Presse bedarf eines innigen Verbandes zur Einigung und Stärkung, zur Scheidung von Weizen und Spreu, zur Sicherung ihres Fortbestandes und zur Erweiterung des Gebietes ihrer Wirksamkeit im Interesse der christlichen Kultur und der Katholicität. Ein Element der Neubelebung würde sich dadurch der gesammten deutschen Presse des Landes mittheilen, die in ihren besten Organen einen nichts weniger als feindlichen Standpunkt gegen die ausgesprochen katholische deutsche Presse einnimmt. In dieser Beziehung würde es uns und unserer Sache gar nichts schaden, wenn wir uns als Glieder dieses Ganzen fühlen und geachtet machen würden. Denn gemeinsames Interesse bildet auch ein Band der Zusammengehörigkeit, wenn auch nicht ein so heiliges, wie gemeinsame Principien.

Wer die Geschichte des Wachsthums und der Blüthe und Größe der katholischen Presse Deutschlands kennt, weiß, daß dieselbe nur im innigsten Anschluß und in geistiger Solidarität mit dem deutschen Centrum gemacht wurde.

Daraus kommt für uns die Lehre, daß eine deutsch-amerikanische Presse auch nur in innigster Gemeinschaft und im Schatten des deutsch-amerikanischen Central-Vereins gedeihen und erstarken kann. Es ist dazu

mehr nöthig, als das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, es gehört dazu eine erkannte gemeinschaftliche und eine sich gegenseitig durchbringende Eintracht und Einigkeit im Wirken und Streben. Centralverein und Preßverband müssen Eine Phalanx bilden und verkörpert jener eine gewaltige Streitmasse, so ist der andere Vor- und Nachhut dieser Armee.

Und im Anschluß hieran wollen wir sofort noch einer anderen Idee Worte leihen. Der deutsche katholische Centralverein hat eine Legion von Mitgliedern, die k. Staatsverbände, Männer- und Jünglings-Vereine zählen sie nach Hunderten und Tausenden und trotzdem ist der Bestand eines Bäckerbüdgen von d. k. Zeitungen in Amerika gefährdet?! Das beweist doch bis zur Evidenz, daß mit schönen Sympathie-Beschlüssen und Anerkennungs-Diplomen nicht geholfen ist. Was fehlt ist: Die That.

Der d. k. Central-Verein erraffe sich in erster Stunde noch zu einer Großthat! Er gebe uns ein musterhaftes, großes und tüchtiges deutsch-amerikanisches katholisches Tageblatt als officiellcs Organ. Das wäre der beste Führer!

Ein Tageblatt ist eo ipso in erster Linie ein Lokal-Blatt, und ein solches z. B. in Milwaukee unter dem Krummstabe von Erzbischof Rager, unter Verwaltung der verdienten Großbeamten des Centrum, unter geistlichem Beirath eines Rev. Engelberger könnte nur Großes und Gutes wirken. Das wäre mit ein Cardinalmittel, um der d. a. k. Presse neuen Muth, Halt und Eintracht zu geben.

An pekuniären Mitteln hierzu fehlt es nicht. Wollte man solche ja für einen imaginären Lehrstuhl in Washington und gar für eine englische katholische Tageszeitung aufbringen!

Wenn der nächste Katholikentag—welche Reminiscenzen wird er in Dr. Lieber's Geiſt wachrufen?—etwas mehr sein soll, als eine cordiale und fromme mutual admi-

ration society, dann dürfte er schon zu einer derartigen That bereit sein.

Doch müssen wir gestehen, daß wir vorerst an die Verwirklichung eines solchen Gedankens selbst nicht glauben, nicht weil er schön ist, sondern weil wir uns daran gewöhnt haben, daß auch in Amerika vieles nicht geschieht und nicht geschehen kann, nicht weil wir Katholiken sind, sondern weil wir Deutsche sind, deren Nationalbestreben nichts weniger ist als die Eintracht.

Der d. a. k. Preß-Verband muß die Führerschaft der d. a. k. Bevölkerungs-Elementes im öffentlichen Leben haben. Er ist der logische und berufene Führer. Mit centraler Einheit und individueller Freiheit muß er in den verschiedensten Staaten und Großstädten unter verschiedenen Verhältnissen und nach verschiedenen Methoden im selben Geiste nach dem gemeinsamen Ziele streben.

Eine individuelle Führerschaft des zerstreuten katholischen Deuschthums in Amerika ist ein Unsinn, darum blieben auch alle diesbezüglichen Manöver und Experimente fruchtlos! So lange man dies nicht einsehen kann, wird man vergeblich auf Erfolg hoffen. Und sollten wir gar schon dahin gekommen sein, daß unsere gute Sache zur simplen „Brod und Butter Frage“ degradirt ist, dann lieber gleich ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.

Das Skapulierfest wurde auch heuer wieder in der Karmeliter-Kirche zu Falls View, Ont., mit Pomp begangen. Von Buffalo allein brachte ein Exkursionszug der Michigan Centralbahn 1150 Wallfahrer. Andere Pilger waren von den umliegenden Orten und selbst von Toronto gekommen. Das Hochamt wurde um 10 Uhr celebrirt. Des Nachmittags fand der Gottesdienst unter freiem Himmel vor dem Höpzig statt. Erst wurde eine englische Rede gehalten durch Very Rev. Dean Harris; die deutsche Predigt hielt Very Rev. M. J. Kreidl, Provinzial des Karmeliter-Ordens. Seine schwingvolle und

begeisterte Rede fesselte die Zuhörer und wird denselben gewiß für lange Zeit hin in frommer Erinnerung bleiben. Er zeigte wie Gott seine Gnaden an sichtbare Zeichen knüpfte und erklärte dann des weiteren, wie die liebe Mutter Gottes vom Berge Karmel ganz dasselbe Verfahren beobachtet habe. In ihrem Skapuliere gab sie uns ein Zeichen des Heiles und eine Bürgschaft ihrer Verheißung. Wie ein volltöniger jubilierender Marien-Hymnus klang seine herrliche Rede aus. Dann ertheilte er den päpstlichen Segen. Zum Schlusse ertheilte der Hochw. Prior, Rev. McDonald, O. C. C., von einem improvisirten Altare aus unter dem hohen Portale des Hauses, den Segen mit dem Hochwürdigsten Gute. Die Versammlung sang darauf das Te Deum und wird das schöne Fest wohl allen Theilnehmern die Hoffnung eingeflößt haben, im nächsten Jahre wieder an dem Feste sich zu betheiligen.

Alle Theilnehmer am Skapulierfeste in



Tapfere Krieger mit dem Rosenkranze.

Lilly, der Sieger in mehr als dreißig Schlachten, trug den Rosenkranz stets bei sich am Griff seines Schwertes. Vor der entscheidenden Schlacht am r. ißen Berge bei Prag sah man den gefeierten Feldherrn mit dem Rosenkranze in der Hand vor dem Gnadenbild unserer lieben Frau von Altötting an der Seite seines Churfürsten Maximilian I. Darum gerade war der große Feldherr so sehr geschmäht und verleumdet von den Segnern der katholischen Kirche, weil er ein frommer Katholik und ein treuer Verehrer Mariens war.—Prinz Eugen, genannt der „edle Ritter“, ließ den Rosenkranz nie aus der Hand, und wenn ihn die Soldaten besonders eifrig denselben beten sahen, so sagten sie : „Jetzt gibts bald wieder eine Schlacht, der Alte betet wieder so viel.“ Der Macht des Rosenkranzes verdankt er namentlich den glorreichen Sieg

falls View, Ont., waren entzückt an dem herrlichen, imposanten Hoipiz der Karmeliter-Väter, mit der Very Rev. M. J. Kreidl, der Provinzial des Ordens, die liebliche Höhe des Mount Karmel bei den Fällen des Niagara krönte.

Der Herder'schen Verlagshandlung sind wir für freundliche Zustellung der katholischen Missionen und der Stimmen aus Maria Laach zu Dank verpflichtet.

Neue Listen von Skapulier-Bruderschafts Mitgliedern gingen uns zu von der Gemeinde St. Johann Baptist in Vermillon, Minn., und St. Stephan in Cleveland, Ohio.

Von J. Braun's Katholischer Buchhandlung in Buffalo ging uns ein Exemplar der hübschen Erzählung aus deutschen Landen, „Ostel und Nichte“ zu. Der Verfasser derselben ist der geistreiche Schriftsteller P. Franz Rechtschmied, C. S. S. R.

bei Peterwardein, wo die Türkenhorden auf's Haupt geschlagen wurden.—Als der Marschall Radetzky unmittelbar vor der Schlacht bei Newara sein Roß besteigen wollte, suchte er ängstlich am Boden nach einem verlorenen Gegenstand. Ein Soldat eilte herbei, ihm zu helfen, und was fand er? — einen Rosenkranz, den der General freudig und voll Ehrfurcht zu sich nahm und hierauf die siegreiche Schlacht begann.

Wenn wir heute die Mutter des Herrn so geehrt und reich belohnt sehen, wie welches noch niemals einem anderen Menschen begegnet ist, wenn wir an der Himmelaufnahme Mariens ein so großes Wunder erkennen müssen :—staunen wir nicht, geliebte Zuhörer ! denn es ist dieses Wunder mehr der Schluß als der Anfang der Wunder, welche sich mit Maria zugetragen haben.

Unser Briefkasten.

Unter dieser Rubrik werden wir jeden Monat viele an uns gestellte Fragen, die von allgemeinem Interesse sind, beantwortet.—Brieflich beantwortet werden fortan nur solche Fragen, die persönlich sind.

Rev. Anastasius J. Kreidt, O. C. C.

Von Anon. Frage.—Ist Admiral Dewey ein Katholik?

Antwort. Vor einiger Zeit erklärte die "Catholic Universe" von Cleveland, daß sie aus zuverlässiger Quelle wisse, daß Dewey ein Konvertit sei, und ein praktischer Katholik. Wir haben jedoch im "Montreal Star" eine Bekanntmachung gelesen, die es läugnete, und die von einem gewissen „Dewey“ (wahrscheinlich ein naher Verwandter) und vom episkopalischen Minister der Gemeinde in Vermont, welche die Dewey Familie zu ihren Mitgliedern zählt, unterzeichnet war.

Von A. G. Frage. Werden im Karmeliterorden auch Laienbrüder angenommen, und welches sind die Bedingungen?

Antwort. Ja, wir haben Laienbrüder im Karmeliterorden. Jeder katholische Jüngling, der sein 25tes Lebensjahr erreicht hat, von ehrlichen Eltern abstammt, und gute Zeugnisse von seinem Pfarrer hat, kann als Laienbruder angenommen werden.—Man wende sich an Rev. A. J. Kreidt, Prov., O. C. C., Niagara Falls, Ontario.

Frage.—Von A. J., Lockport, N. Y.—Welches sind die Gebühren für eine hl. Messe, die auf dem Berge Karmel gelesen werden soll?

Antwort.—Das können wir nicht bestimmt sagen. Die Postverbindung mit dem Berge Karmel ist so langwierig, daß wir nur höchst selten Berichte von dort empfangen. Nur möchten wir unseren amerikanischen Lesern bekannt machen, daß wir eben deshalb bei Niagara Falls das Hospiz vom Berge Karmel erbaut haben, um auch

auf diesem Erdtheile ein Heiligthum des Karmels zu errichten welches dieselben Gnadenschätze besitzt, wie das weltberühmte Kloster auf dem Berge Karmel in Palästina, deswegen hat auch schon Papsi Pius IX. seligen Andenkens die Kirche Unserer Lieben Frau vom Frieden, die mit unserem Kloster zu Niagara Falls in Verbindung steht, zur Wallfahrtskirche erhoben.—Bei jedem Besuche dieser Kirche kann man einen Ablass von 7 Jahren und 7 Quadragenen verdienen, und bei jeder Pilgerfahrt einen vollkommenen Ablass. Auch sind alle Stationsablässe der römischen Kirchen in unserer Kirche zu gewinnen. Wir kennen keine Kirche Amerikas, es sei denn die Wallfahrtskirche zu St. Anne de Beaupre, die ähnliche Vorrechte vom hl. Stuhle erlangt hat.

Man lasse also die hl. Messen, die man zu Ehren Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel aufgeopfert haben will nur getrost in der Wallfahrtskirche zu Niagara Falls lesen.

Frage.—Von Rev. C. R.—Genügt es bei der Aufnahme in die Skapulierbruderschaft die Worte "Accipe hunc habitum etc." nur einmal zu sagen, wenn Viele aufgenommen werden? Oder müssen diese Worte bei jeder Person wiederholt werden?

Antwort.—Bei der Aufnahme mehrerer Personen durch einen bevollmächtigten Priester genügt es einmal die Formel auszusprechen, jedoch in der Mehrzahl: "Accipite u. s. w." dann kann man ohne Unterbrechung jedem Einzelnen das Skapulier umhängen. (S. Cong. Indulg. April 18, 1891.)

Frage. Von E. R., Philadelphia, Pen.

—Wenn man aus Leichtfinn oder Unacht-
samkeit schon einige Jahre lang das Skapu-
lier nicht mehr getragen hat, muß man sich
von Neuem einkleiden lassen, und den Na-
men aufschreiben lassen?

A n t w o r t.—Nein. Bei einmal das
Stapulier vom Priester empfangen hat,
braucht niemals wieder aufgenommen zu
werden, auch wenn er das Tragen desfel-
ben Jahrelang vernachlässigt hätte.

F r a g e.—Muß man jedes neue Skapu-
lier, welches man anlegt, nachdem ein frü-

heres unbrauchbar geworden, weihen
lassen?

A n t w o r t.—Nein. Nur das erste Skap-
ulier wird geweiht. Das Skapulier ist ein
Ordenkleid, und hat alle die Rechte eines
solchen. In einem Orden wird nur der erste
Habit geweiht. Jeder spätere Habit wird
durch die Person die einmal eingekleidet ist,
geheiligt. Das wird auch dadurch bestä-
tigt, daß die Kirche Jedem, der das Skapu-
lier eines Karmelitermönches kauft, 100
Tage Ablass bewilligt; wer sein eigenes
Stapulier kauft, hat jedesmal 50 Tage
Ablass.



Das Skapulier hilft in der Todesstunde.

In einer französischen Zeitschrift erzählt
ein frommer Priester folgendes Bei-
spiel von dem mächtigen Schutze
Mariens, den diese gültige Mutter einem
ihrer Verehrer in der Stunde des Todes
erwiesen.

Ein junger Mann, Narcisz Billejan mit
Namen, dessen Vater vor kurzem sich in
Saint-Dizier niedergelassen, hatte im Jahre
1865 am katholischen Gymnasium eben die-
ser Stadt seine Studien vollendet und
wollte sich nach den Osterferien nach Paris
begeben, um dort in die nächst höhere
Schule einzutreten. Zu diesem Zwecke mel-
dete er sich an einem der zahlreichen Insti-
tute, die ihre Zöglinge an die Hochschule
Charlemagne führen, als Interner an. Ich
war zwar von seinen guten Erfolgen als
Schüler überzeugt, denn bisher hatte er in
seinen Studien glänzende Erfolge gemacht,
aber ich fürchtete für seinen Glauben und
seine Sitten. Und für was soviel Geld auf-
wenden und die Familie verlassen, wenn
man dadurch den kostbarsten Schatz verlie-
ren würde!

Am 1. Mai—acht Tage nach seinem Ein-
tritte in das neue Institut—sandte ich ihm in
einem Briefkouvert ein Skapulier. Das
Kouvert enthielt außerdem nichts, denn es
war genug, wenn der junge Schüler die
stumme Sprache begreift. Und zum Glück

hatte er sie verstanden, denn am folgenden
Morgen, den 3. Mai, sah man ihn mit
dem Skapulier auf der Brust beim Wasch-
tische mitten im Schlaftaale ankommen.
Seine Kameraden begannen zu lachen und
über ihn sich lustig zu machen; doch der
junge Mann blieb treu. Solche Szenen
wiederholten sich mehrere Tage. Schließ-
lich sahen die Spötter ein, daß sie nichts
ausrichteten, und da sie überdies noch be-
merkten, wie Glaube und Wissen sich bei
ihrem Genossen die Hand reichten, hörten
sie auf mit ihren Verhöhnungen. Seine erste
Aufgabe hatte nämlich seine gründlichen
Kenntnisse bewährt. Und so blieb denn das
hl. Bild auf der muthigen Brust, wie ein
Siegesbanner auf dem Schlachtfelde. Am
10. Mai schrieb er mir: „Ich habe Ihren
Brief verstanden und trage nun das hl.
Stapulier. Aber es ist mir theuer zu stehen
gekommen. Doch ich werde es stets tragen;
die allerheiligste Jungfrau hat meine erste
Arbeit gesegnet. Mein ganzes Leben lang
werde ich ihr danken.“ Die Monate des
Schuljahres verfloßen und auf seinen Ar-
beiten ruhte stets Gottes Segen. Endlich
im August kehrte er heim in die Ferien und
groß war die Freude der Eltern und der
ehemaligen Lehrer. Die Gesundheit des
Studenten war ganz vortrefflich, wenig-
stens dem Anscheine nach, und so hegte man

große Erwartungen von der Zukunft desselben. Allein die seligste Jungfrau hatte ihm ein besseres Loos beschieden.

In den ersten Tagen des September schrieb mir einer meiner Freunde: „Sie würden gut daran thun, Ihren Freund Marcisz zu besuchen, er ist sehr krank.“ Am folgenden Tage kam eine neue Nachricht: „Kommen Sie, es wird gut sein, ihn auf die heilige Beichte vorzubereiten.“ Einige Tage später theilte mir der Obere des Instituts mit, daß der Kranke, dessen ordentlicher Beichtvater ich war, meinen Besuch sehnlichst wünsche. Es sei jedoch keine Zeit zu verlieren, da das Uebel, eine gallopirrende Schwindsucht, bereits große Fortschritte gemacht habe und der Arzt selbst staunte, daß sich diese Krankheit so lange hinziehe. Da ich am folgenden Tage zwei hl. Messen zu lesen hatte, verschob ich meine Abreise auf den Montag. Man drang zwar in mich, die Reise sofort anzutreten, allein da ich für den Sonntag die Stelle von zwei Priestern zu versehen hatte, wollte ich diese Pflicht nicht vernachlässigen. Ich wandte mich nun in meiner Bedrängniß an die seligste Jungfrau und betete also: „Heilige Mutter, nimm gütigst hin diesen Rosenkranz, den ich zu deiner Ehre nun bete, und laß den jungen Mann, der mit so viel Muth dein hl. Skapulier getragen, nicht sterben ohne den Empfang der hl. Sakramente. Ich weiß, die Zeit drängt, aber du bist ja durch deinen Sohn allmächtig.“ Voll Vertrauen ging ich aus der Kirche. Am Montag um 2 Uhr reiste ich endlich nach Saint-Dizier ab und langte um 8 Uhr dort an. Bei meiner Ankunft sagte man mir, daß der Kranke sich nicht mehr so übel befinde. Beruhigt begab ich mich daher zu Bette, in der Absicht, am folgenden Tage meinen Besuch beim Sterbenden zu machen; doch um 4 Uhr morgens eilte der Bruder des Kranken zu mir mit der Bitte, ich möchte schleunigst kommen, der Zustand des Bruders sei äußerst bedenklich, wenn ich ihn überhaupt noch lebend antreffe. Ich beeilte mich. Doch schon an der Thür-

schwelle kam mir die Mutter des Aermsten weinend und klagend entgegen mit den Worten: „Ach, welch ein Unglück, mein Sohn ist todt—täglich hat er sie erwartet!“ „Nein,“ antwortete ich, „er ist nicht todt, das ist nicht möglich.“ „Aber er ist seit gestern ohne Bewußtsein, er hat kein Wort mehr gesprochen, er erkannte mich nicht mehr. O welch ein Unglück, ohne Sakramente zu sterben!“ „Klagen Sie nur nicht,“ sprach ich beruhigend, „seien Sie nur ruhig und vertrauensvoll.“ Ich trat in das Zimmer; dasselbe war voll von trauernden Theilnehmern, die auf den letzten Athemzug des Kranken warteten. Ich sehe noch das liebe Kind vor mir, in Schweiß gebadet, das Haupt vergraben in dem Kopfkissen, die Augen geschlossen, die Lippen ausgetrocknet. Sobald er meine Schritte hörte, erhob er, ohne mich gesehen zu haben, seine Arme und rief: „Ach, nun ist er doch da!“ „Ja mein Lieber, jetzt bin ich hier!“—mit diesen Worten warf ich mich auf die Kniee nieder um der seligsten Jungfrau zu danken, die Alles so gut gefügt. „Ich bin nun hier, mein Freund, um Dich zu trösten und mit Gott zu versöhnen, nicht wahr, mein Lieber?“ „O gewiß von ganzem Herzen,“ war die Antwort. Ich hörte sodann seine Beichte und bereitete ihn auf die hl. Kommunion vor. Als der liebe Heiland nun im Sakramente zu ihm kam, empfing er ihn mit einem Glauben, einer Ruhe und einer Andacht, die man bei seinem Alter kaum für möglich halten möchte. Seine Mutter vergaß vor Freude über das Glück dieser hl. Kommunion allen Schmerz, den ihr der Verlust des Kindes bereiten sollte. Hernach brachte man den Kranken, während man die Wäsche wechselte, auf einen Stuhl neben das Feuer. Hier nahm er das hl. Skapulier in seine zitternden Hände, küßte es innig und mit den Worten: „Dein gesegnetes Bild, o gütige Mutter,“ verschied er im Frieden des Herrn. Mein theurer Freund war 19 Jahre alt.

Am Tage des Kampfes hatte er sich der heiligen Jungfrau nicht geschämt, deshalb vergaß sie seiner nicht am letzten Tage des Lebens.

Das Kreuzgebet im seraphischen Orden.

(Fratribus Minoribus sacrum esse velit G. H. Braun.)

„Man sah ihn (den hl. Franziskus) zur Nachtzeit beten, die Hände kreuzweise ausgestreckt (manibus ad modum crucis protensis). . . . Dann antwortete er dem Richter, dann (hier in der Einsamkeit) flehte er zum Vater, hier unterhielt er sich mit dem Freunde.“

So der heilige Bonaventura in dem herrlichen Buche Vita St. Francisci c. 10. n. 3.

Die äußeren Ehrfurchtserscheinungen beim Gebet (Kniebeugungen, Kreuzgebet) schöpfen zwar ihren Werth aus der innern Gesinnung des sich zu Gott erhebenden Gemüthes, aber sie fördern doch auch schon an sich die Ehre Gottes, indem man auf solche Weise, dem Leibe wie der Seele nach, Gott ehrt und ihm huldigt. Man sagt von gegnerischer Seite, daß dem lieben Gott die Gesinnung des Menschen durch äußere Ehrfurchtsbezeugungen nicht geoffenbart zu werden brauche, da ihm der unsichtbare Wille und die innere Herzensabsicht des Betenden ja satfam bekannt seien, ja der herrschende Zeitgeist, was die hl. Schrift „Welt“ nennt, spricht sogar von Pharisäismus, der das Aeußerliche der Religion mit dem Wesen derselben verwechsle, redet von der Beförderung des Hochmuths und eines geistigen Stolzes, der durch solche Schauflistung wahre Frömmigkeit zerstöre. Der „Welt“ ist überhaupt Frömmigkeit ein Dorn im Auge. Gebet aus Heuchelei und Scheinheiligkeit wird—Danke dem Fortschritte der Zeit, die mit einem ausgesprochenen Atheismus sich brüstet—immer seltener. Die Demuth ist und bleibt der unerläßliche Boden der Tugend und Heiligkeit und Bestrebungen, welche die Demuth zerstören, sind unchristlich und im höchsten Grade gefährlich. Aber trotzdem sind jene Versinnlichungen, wie das Kreuzgebet, von großem Nutzen, denn sie befördern die Andacht des Beters. Die stets vorausgehende Bewegung des Gemüthes, sagt der

hl. Augustin, wird durch jene äußere Zeichen, die sie hervorgerufen hat, selbst wiederum vermehrt, und die innere Andacht, die hervorgegangen war, wächst wiederum durch die äußere, welche von der innern erzeugt war. Der Mensch erweckt sich dadurch selbst, desto demüthiger und inbrünstiger zu beten und zu jeuzgen.

Das Kreuzgebet hat auch noch eine höhere symbolische Bedeutung, die demselben einen ganz besondern Werth verleiht. Die altchristliche Darstellung des Kreuzes mittelst der zum Gebete ausgebreiteten Arme ist, wie die angesehenste der Zahl, so die schönste und sinnreichste der Symbolik nach. Hunderte nämlich von Gemälden, Grabsteinen, Emailen und Skulpturen der Katakomben zeigen uns die Seligen im Himmel und die Gläubigen auf Erden betend mit in Form des Kreuzes ausgestreckten Armen.

„Wir haben die Vorschrift, mit erhobenen Händen zu beten, um selbst durch die körperliche Haltung das Leiden des Herrn zu bekennen.“

St. Maximus.

„Betet der, welcher die Hände ausspannt, nicht schon durch seine Haltung? d. h. durch Jesum Christum oder im Namen des Gekreuzigten.“

St. Petrus Chrysologus.

„Wenn der Mensch seine Hände ausbreitet, so stellt er die Figur des Kreuzes dar; und das ist der Grund, weshalb

wir mit erhobenen Händen beten sollen, damit wir nämlich selbst durch die Stellung der Glieder das Leiden unseres Herrn bekennen. Unser Gebet wird nämlich schneller erhört, wenn Christus, den unser Herz bekennt, auch durch den Leib dargestellt wird. So hat auch Moses, als er gegen Amalek Krieg führte, diesen nicht mit Waffen, nicht mit dem Schwerte, sondern durch Erhebung seiner Hände zu Gott besiegt.“ (Hl. Ambr.) „Wenn also (wie heute noch der Priester am Altare, der Ordensmann in der Zelle und das katholische Volk an erkörenen Gnadenorten) in den ersten Jahrhunderten allgemein Clerus und Gläubige mit ausgebreiteten Armen beteten, manchmal sogar die Martyrer in dieser Haltung duldeten und starben, so bekamen sie den am Kreuze ausgepannten Erlöser und stellten dessen Verdienste dem himmlischen Vater vor.“

(Vergleiche Wolter, die röm. Katakomben.)

Das Erheben der Hände beim Gebete, sagt der hl. Chrysostomus, soll bedeuten, daß wir die Hände von sündhaften Werken abziehen und sie dem Dienste und der Ehre Gottes widmen wollen. Wie die Hände zu vielen Sünden mißbraucht werden, so sollen sie durch ihre Erhebung beim Gebete zur Verherrlichung Gottes dienen. Darum sollen wir sie durch gute Werke reinigen und zieren.“

Ähnlich sieht auch der hl. Augustinus in dem Ausbreiten der Hände beim Gebete eine Mahnung für uns, daß wir im Andenken an den am Kreuze ausgepannten Erlöser gute Werke üben und so unsere Hände vor Gott reinigen sollen, damit wir noch der Mahnung des Völkerapostels im ersten Briefe an Timotheus (2, 8): „Erhebet reine Hände ohne Zorn und Zänkereireine Hände zu Gott erheben können.

Wer sechs Vater unser und Segnisset seißt du Maria mit den hinzugefügten Ehre sei dem Vater u. s. w. mit ausgestreckten Armen gebetet hat, der fühlt schon die Anstrengung in der Musculatur, doch er er-

kennt auch, wenn er das Gebet zur Ehre Gottes verrichtet, die Wahrheit der Worte, die der selige Thomas a Kempis als würdigen Schluß des ersten Buches der Nachfolge Christi geschrieben: „So viel du dir selbst Gewalt anthust, gerade so viel nimmst du im Guten zu.“ Bischof Sailer sagt in seinem Commentar zu dieser Stelle: „Weil so viele Sittenlehrer, so viele Sittenschriften, und wohl die meisten Menschen mit ihren Worten und Thaten ganz etwas anderes lehrten, als *W i d e r s t a n d*, und einen kraftvollen, mit einer edlen Art von Gewaltthätigkeit verknüpften Widerstand gegen das Böse; eben deswegen verbreitet sich das Reich des Bösen so gewaltig, und bestürmt das Reich des Guten auf eine so fürchterliche Weise. Wahrhaftig, alle Jahrhunderte und die ganze Geschichte der Welt beweisen die Wahrheit und Wichtigkeit: So viel du dir selbst Gewalt anthust, gerade so viel nimmst du im Guten zu.“

Das Kreuzgebet, insbesondere vor dem Bilde des Gekreuzigten, erinnert uns an den Schmerz des Lebens und an den Augenblick des Todes. Schmerz ist unsere Devise, Wehe und Leiden ist unsere Buße für die Sünde, aber freilich zugleich auch Heilmittel gegen dieselben. Der Schmerz ist durch Christum geheiligt, welcher ein erhabener und beseligender Gedanke! Der Christ, welcher sein Augenmerk auf den großen Kreuzesträger von Golgatha gerichtet hat, und, im Kreuzgebete versunken, Muth und Trost vom Kreuze Christi holt, wie ganz anders betrachtet er den Schmerzensantheil des Lebens, als der Ungläubige, welcher nur zu leicht mit wilder Verzweiflung in den „Wellschmerz“ hineinfällt. Solche Weihe des Schmerzes im göttlichen Heilsplan, das ist die welthistorische Bedeutung des Kreuzes und des Gekreuzigten. Und naht der furchtbarste und verhängnißvollste Moment im irdischen Leben des Menschen, dann weicht das Kreuzbild nicht von den erbleichenden Todeslippen des gläubigen Christen, und im Aufblick

zu seinem im Tode ringenden Erlöser besteht auch er ruhig den letzten Kampf, und scheidet mit dem Kreuzgebete seines Lehrmeisters: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“

Während der Heilige Franziskus am Abhange des Berges Alvernia zu Ehren des Heiligen Michael die 40tägige Fasten hielt, stieg gegen das Fest Kreuzerhöhung ein Seraph mit sechs feurigen und strahlenden Flügeln von des Himmels Höhe zu ihm hernieder. Zwischen den Flügeln desselben erblickte der Heilige die Gestalt eines gekreuzigten Menschen u. s. w. (Vita St. Francisci c. 13, 2). Der Anblick des gekreuzigten Jesus durchbohrte seine Seele mit dem Schwerte des innigsten Mitleids. Er wurde durch das Liebesfeuer der Seele gänzlich in das Bild des gekreuzigten Heilandes umgestaltet. Er erhielt die Wundmale, die herrliche Waffenrüstung des unbefiegbaren Feldherrn.“ Sieben Erscheinungen des heiligen Kreuzes sollen an dem Heiligen im Leben geschehen sein.

Crucis Christi mons Alvernae
Recenset mysteria,
Ubi salutis aeternae
Dantur privilegia :
Dum Franciscus dat lucernae
Crucis sua studia.

Collaudetur Crucifixus,
Tollens mundi scelera,
Quem laudat concrucifixus,
Crucis fereus vulnera,
Franciscus prosus innixus
Super mundi foedera.

(Hymnus in I. Vesperis.)
17. September.

Wenn man in den tiefen Sinn der beiden letzten Strophen einzudringen sucht (man versuche es !) so stößt man auf Schwierigkeiten, die man Anfangs kaum vermuthet. Nach unserm zwar unmaßgeblichen Dafürhalten führten diese Strophen des Hymnendichters den Maler zu dem allbekannten Bilde, wo der seraphische Heilige mit einem Fuße auf der Erdkugel steht (su-

per mundi foedera,) seinen Haltepunkt aber am Gekreuzigten hat, der seine Rechte löst und den „Mitgekrenzigten“ festhält. „Wer immer das Leiden Christi betrachtet,“ sagt der hl. Bernhard, „dessen Diener wird Gott.“

Crucis Christi devotio
Francisci traxit studia,
Cunctaque cordis gaudia,
Cum omni desiderio.

Crucis virtus et gratia
Nos consignet in frontibus,
In membris, et in sensibus,
Pro perenni custodia.

(Hymnus ad Matutinum.)

Es war eine himmlische Offenbarung, als beim Fortgange der Bekehrung des hl. Franziskus (Vita c. 13, 11) der Bruder Sylvester ein Kreuz wunderbar aus seinem Munde hervorgehen und der heilige Paschiskus gekreuzigte Schwerter den Leib durchbohren sah, und der englische Mann Monalbus ihn in Kreuzesform in die Luft gehoben erblickte, während der hl. Antonius über den Titel des Kreuzes predigte.

Bei dem Studium und der Erklärung dieser Stelle des hl. Bonaventura habe ich mich oft gefragt, was wohl der Inhalt der Predigt jenes Heiligen gewesen, der da redete, wie einer der Gewalt hat.“ Bedeutet „Titel des Kreuzes“ bloß die Inschrift über dem Kreuze? Selbst die dreisprachige Inschrift zu Häupten des Gekreuzigten, in welcher der Landpflieger die causa mortis ausdrücken zu sollen geglaubt hatte, in der Sprache der Religion hebräisch in der Sprache der Wissenschaft griechisch und in der Sprache der politischen Verwaltung römisch (Joh. 19, 20) weist in ihrer Art bedeutsam hin auf die universale den drei damaligen Weltsprachen antwortende Bestimmung wie der Erlösung selbst, so der Lehre von ihrer Vollbringung im Kreuztode Christi. Ein unererschöpfliches Thema!

In cruce salus !
Im Kreuz ist Heil !

Leben des ehrwürdigen Angelus Paoli, aus dem Orden N. C. Frau vom Berge Karmel.

Von Rev. Gl. Rick, O. C. C.

Sechzehntes Kapitel.

Am die Ehre Gottes und das Heil seiner Mitmenschen zu befördern, unternahm Angelus, ob schon ein armer unbemittelter Ordensmann, fast nur im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, verschiedene sehr schwierige und kostspielige Werke.

Da er sah, daß in dem Hospitale der Frauen eine Orgel fehlte, so sorgte er dafür, daß eine aufgestellt wurde, die er selbst oft spielte; man kann sich denken, daß diese Aufmerksamkeit den armen Leidenden eine Fülle von Trost bereitete, da ja die Musik mit ihren lieblichen Klängen sehr geeignet ist, das menschliche Leid zu lindern und die Seele zu Gott zu erheben.

Im Hofe des Klosters von der Reinigung Mariä stand eine der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle, welche sich zur Zeit in einem ruinenhaften Zustande befand. Angelus ließ dieses Kirchlein mit großen Aufkosten wiederherstellen, die verbliebenen Wandmalereien ließ er neu auffrischen und leistete auch somit der Kunst einen nicht zu verachtenden Dienst. Nachdem die Kapelle so innerlich und äußerlich restauriert war, hatte sie eine große Anziehungskraft für das römische Volk und die Andacht zur lieben Gottesmutter wurde dadurch sehr gefördert.

Aber das größte Werk, welches Angelus unternahm, ist unbestreitbar die Schließung des Flavischen Amphitheaters, gewöhnlich Colisäum genannt. Dieses kolossale Gebäude wurde von den Kaisern Vespasian und seinem Sohne Titus erbaut, und von letzterem im Jahre 80 nach Christi Geburt eingeweiht, durch die Hinrichtung einer Anmasse von Juden, die bei der Zerstörung Jerusalems gefangen worden waren und sich hier, zur Belustigung der zuschauenden

Menge, in den Gladiatorenspielen gegenseitig tödten mußten. Der Zweck dieses größten und schönsten Amphitheaters ist allgemein bekannt. Die heidnischen Römer pflegten hier den blutigen Gladiatorenspielen oder den Kämpfen mit wilden Thieren zuzuschauen, bis sie mit ihren Kaisern, die hier dem gemeinen Volke Gesellschaft zu leisten pflegten, vom Blute der Opfer trunken und selber wie wilde Thiere waren. Was dem Colisäum aber in den Augen eines Christen einen überaus großen Werth verleiht, ist die Thatsache, daß hier tausende von unschuldigen und wehrlosen Christen um ihres Glaubens willen dazu verurtheilt wurden, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Der Boden dieses Amphitheaters war durch und durch getränkt von dem Blute unserer Väter im Glauben, sodaß der hl. Papst Gregor der Große den Gesandten des Kaisers Justinian, die ihn um Reliquien baten, ein Tuch voll Erde aus dem Colisäum geben konnte; diese schienen das Geschenk nicht zu würdigen, bis der Heilige das Tuch mit der Erde auspreßte und frisches Blut herausrannt. Wegen seiner heiligen Vergangenheit war das Colisäum also ein ehrwürdiger und geweihter Grund, der vor allen würdig war voll verehrt zu werden, denn hier, wie an keinem andern Orte, war das Blut der Christen in Strömen geflossen.

Jedoch im Laufe der Zeit verlor sich beim Volke das Andenken an die Heiligkeit dieses Ortes; das Vieh wurde hineingetrieben, um zu weiden, an der Stätte, wo unzählige Märtyrer ihr Leben geopfert hatten, ja, man scheute sich nicht, nächtlicher Weile hineinzudringen in die Arkaden, worauf das imposante Gebäude errichtet war, und dort sündhaften Gelüsten zu fröhnen. Ueberdies war es zur Gewohnheit geworden,

daß Fußgänger und Fuhrwerke aller Art, um den Weg abzukürzen, durch das Colisäum hindurch gingen. Mit Schmerz und Empörung sah Angelus die sacrilegische Verunehrung dieses Heiligthums und er beschloß, alles in seinen Kräften zu thun, um diesem Unfug zu steuern.

Jedoch Alle, denen er seinen Entschluß mittheilte, rathen ihm davon ab, theils wegen des Widerstandes des Volkes, theils und hauptsächlich wegen der großen Unkosten, die das Unternehmen verursachen würde. Doch der Diener Gottes ließ sich nicht abschrecken, er unterbreitete dem Papste Clemens XI. seinen Plan und die Gründe. Der Papst begnügte sich nicht damit seinen Plan gutzuheißen, sondern gab ihm auch die Mittel an die Hand, die dazu notwendig waren.

Ohne auch nur einen Tag zu verlieren, machte er sich sofort ans Werk. Die Arkaden ließ er größtentheils vermauern; in die beiden Eingänge wurden je drei Marmorsäulen gestellt und diese durch horizontale Eisenstangen verbunden. Dann ließ er in der Mitte des Colisäums drei große hölzerne Kreuze aufstellen, und jetzt begannen die Römer und Fremden diesen ehrwürdigen Platz wieder mit jener Achtung zu verehren, die seiner glorreichen Vergangenheit zukam.

Da er stets darauf bedacht war, das Herz des Volkes zu Gott zu erheben, so ließ er auch auf dem Monte Testaccio, bei der Pforte von Sankt Paul, drei hölzerne Kreuze errichten, welche man fast überall sehen konnte. Auf dieser Stelle steht jetzt bloß noch ein Kreuz, da die andern wahrscheinlich verwittert sind, und auch das noch stehende ist vielleicht erneuert worden, weil es den Römern gefiel das Bild des Gekreuzigten immer vor Augen zu haben.

Schon lange hatte Angelus den Zustand jener armen Leute bemitleidet, die aus den Hospitälern entlassen waren, aber sich noch nicht stark genug fühlten, Arbeit zu verrichten. Gewöhnlich mußten diese die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen, da sie sonst Hungers hätten sterben müssen. Für

diese Armen plante Angelus die Errichtung eines Hospitals für Wiebergenehnde, worin Solche, die aus dem Spitale entlassen seien, für eine oder zwei Wochen, oder auch länger Obdach fänden. Man rieth ihm zwar von allen Seiten ab, aber sein Entschluß war gefaßt, und im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, die ihn mit allem Nöthigen versorgen mußte, begann er sich nach einem passenden Lokal für sein Hospiz umzusehen. Und sein Vertrauen blieb nicht unbelohnt. Während seine Freunde sich noch bemühten, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, bot ihm ein Mann ein Haus an, das er in der Nähe von Sankt Johann im Lateran besaß, unter der Bedingung, daß er dem Cardinal Ottoboni die geringe Miete zahle, auf welche dieser zu Gunsten des Hospizes verzichtete. Jedoch auch der Cardinal drückte ihm seinen Zweifel an den guten Ausgang des Unternehmens aus, da er jetzt zwar eine Wohnung habe, aber ihm sonst noch Alles fehle. Doch der Diener Gottes verzagte nicht, standhaft überwand er alle Hindernisse und sammelte beständig die nothwendigen Mittel, bis das Hospiz zur Verwunderung Aller nicht mehr ein Projekt, sondern eine verwirklichte Sache war.

Jetzt kamen ihm von allen Seiten reiche Geschenke von Vorräthen aller Art, Bettzeug, Möbel, Feuerung und Geld; Brod und Wein kamen ihm in solcher Fülle, daß er noch stets genug übrig hatte, um täglich den Armen und Bettlern auszutheilen, die zum Klosterhofe oder zum Hospiz zusammenströmten.

Es ist nicht möglich, die Freude und Freundlichkeit zu beschreiben, mit der Angelus die Unglücklichen aufnahm; wenn einer nicht kommen konnte, so ließ er ihn holen, er erwartete die Ankommenden an der Thüre, ließ ihnen entgegen und umarmte sie; um sie zu erheitern, hatte er eine Orgel aufstellen lassen, die er dann selber spielte. Solange der Genehnde im Hospiz war, wurden ihm nur die gesündesten und kräftigsten Speisen gereicht und wurde er mit aller Liebe und Sorgfalt behandelt. Aber auch für

ihre Seelen sorgte der Diener Gottes; er bestellte einen ständigen Priester für dasselbe, dessen Amt es war, die Leute in der Christenlehre zu unterrichten und ihnen geistliche Uebungen zu halten. Und konnten dann die Genesenen entlassen werden, so gab man ihnen Kleider, Wäsche und Geld mit auf den Weg, um so, wenigstens in etwa, jedem Mangel abzuhelpen. Damit dieses Werk auch nach seinem Tode Fortbestand habe, setzte er eine Commission von vier Männern ein, welche dafür zu wachen hatten, daß das Hospiz guten Fortgang nehme und die Güter dieser frommen Stiftung verwalten mußten.

Siebzehntes Kapitel.

Wir sind jetzt dem ehrwürdigen Diener Gottes Angelus Paoli überall hin gefolgt; wir sahen ihn im Vaterhause, wo er sich der Armen schon als Kind annahm. Wir folgten ihm in die verschiedenen Klöster seines Ordens in Toscana, wo er sich hervorthat durch seinen Eifer im göttlichen Dienste, die außerordentliche Strenge gegen sich selbst und besonders seine zarte Liebe und große Wohlthätigkeit gegen alle Armen und Unglücklichen. Dann fanden wir ihn in der ewigen Stadt, wie er Trost und Freude in die Krankenhäuser und Gefängnisse, in die Paläste der Vornehmen und in die Hütten der Armen brachte. Wir sahen ihn die Hungernden speisen, die Nackten bekleiden, die Kranken besuchen, die Unwissenden lehren, die Betrübten trösten; kurz wir sahen ihn alle geistlichen und leiblichen Werke der Barmherzigkeit verrichten. Er erregte unsere Bewunderung, durch seine tiefe Demuth, seinen lebendigen Glauben, seinen Eifer, seine Gerechtigkeit, seine Mäßigkeit und endlich durch die Reinheit seines Geistes und seiner Seele. Zweieunddreißig Jahre war er durch Rom gezogen, Gutes thugend und Wohlthaten austreuend. Aber bald ist die Zeit nahe, wo die Todtenglocke von San Martino ertönt und Reich und Arm, Vornehm und Gering, trauernd und wehklagend nach dem Kloster eilt, um dem

demüthigen Mönch, der so lange ihr größter Wohlthäter gewesen, den letzten Tribut ihrer Verehrung und Dankbarkeit zu zollen.

Das Jahr 1719 neigte sich seinem Ende zu und Angelus hatte schon das sieben und siebenzigste Jahr überschritten. Sein ganzes Leben war nur Gott geweiht und eine Kette von guten Werken gewesen, und dennoch sagte er zu seinen Freunden, denen er von seinem nahen Ende sprach, daß er sich von der Gesellschaft der Menschen zurückziehen wolle, weil es Zeit sei an das Heil seiner Seele zu denken, da er bald vor dem Richterstuhl Gottes zu erscheinen habe; in seiner Barmherzigkeit hätte Gott ihm so viele Jahre verliehen, aber er hätte sie leider so schlecht angewendet. In den ersten Tagen des Januar 1720 ging Angelus, warf sich dem Papste Clemens XI. zu Füßen und bat ihn um den apostolischen Segen in der Todesstunde. Am 6. Januar, dem Feste der Erscheinung des Herrn, war er eingeladen, mit dem Priester Frosini im Kloster delle Vipereſche zu speisen. Zum Abschiede umarmten sie sich und Angelus sagte: „Mein Freund! wir beide sind alt, die Stunde ist da, wo wir Rechenſchaft für unser Thun abzulegen haben;“ worauf Frosini antwortete: „Vater Angelus beten sie für mich.“ Dieser umarmte ihn jetzt noch inniger und sprach: „Ich will, daß wir zusammen sterben!“ Und wirklich, am 20. Januar waren die Leichen Weider ausgestellt, Angelus in San Martino und Frosini in der Kirche delle Vipereſche.

Am 14. Januar, der in jenem Jahre auf einen Sonntag fiel, eben als er im Chore die Orgel spielte, wurde der Diener Gottes von einem heftigen Fieberanfall ergriffen. Die Mönche eilten herbei und trugen ihn in sein Bett. Denen, die sagten, er würde bald wieder gesund sein, antwortete er: „Es ist schon gut, am Samstag werde ich aus diesem Kerker befreit sein!“

Es ist wohl unnötig zu sagen, mit welcher Geduld und Ergebung, ja Freude, er die Leiden seiner Krankheit ertrug. Bis

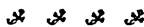
zum letzten Tage mußte ein Pater ihm täglich helfen, sein Officium zu beten, da er dieses nicht unterlassen wollte. Da er den Tag und die Stunde seines Todes voraus wußte, so verlangte er die hl. Sterbesakramente zu empfangen; daher legte er bei dem P. Giordani eine Lebensbeichte ab. Dieser hatte den Seligen früher manchmal verhöhnt und ihn einen Narren und Heuchler genannt. Nach beendigter Beichte sah man ihn aus der Zelle des P. Angelus treten, vor Rührung weinend und seitdem sprach er nur von ihm, als von einem großen Heiligen. Nachdem er gebeichtet hatte, bat er Alle, sich zu entfernen, da er allein zu sein wünschte, um sich auf die heilige Wegzehrung, die er am nächsten Morgen empfangen sollte, vorzubereiten; und obgleich er die ganze Nacht viel von der Hitze des Fiebers zu leiden hatte, so konnte man ihn doch nicht dazu bringen, ein wenig Wasser zu sich zu nehmen, um seinen brennenden Durst zu löschen.

Nachdem er mit rührender Andacht die hl. Wegzehrung empfangen hatte, bat er seine Mitbrüder um Verzeihung, wegen des schlechten Beispiels, das er ihnen so oft gegeben habe, was diesen aber nur Thränen der Rührung entlockte, da sie ja am besten wußten, wie Angelus immer ihr Vorbild in allen klösterlichen Tugenden und ihr Führer auf dem Wege der Pflicht gewesen war.

Unterdessen hatte sich die Kunde seiner Krankheit durch ganz Rom verbreitet, und von überall her strömten Leute aller Stände

nach San Martino, um über sein Befinden Erkundigungen einzuziehen. Clemens XI. schickte ihm seinen Leibarzt, Mons. Laurini, und nahm auch sonst ein lebhaftes Interesse an ihm. Wie schon gesagt, unterließ er nicht seine geistlichen Uebungen; aber auch war er besorgt dafür, daß die Werke der Barmherzigkeit ausgeführt wurden, so wie er es selbst in gesunden Tagen zu thun pflegte. Der Fürst Allieri, welcher einer der Geschäftsführer des Hospitales für Genesende war, besuchte ihn und, da er ihn rasch hinwelken sah, sagte er zu ihm: „Pater Angelus, empfehle sie mich und meine Familie dem Herrn;“ und er, mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart, antwortete: „Und ich empfehle ihnen die Armen und unser Hospiz!“

Da das Fieber stets zunahm und eine Brustfellentzündung hinzutrat, so empfing er vom Prior, auf sein Bitten, die letzte Delung mit erbaulicher Andacht und Zornigkeit. Freitag, den 19. Januar, Abends um sechs Uhr, bat er den P. Magister Lobetti, den Superior und die übrigen Religiosen zu rufen, da er wünschte, daß Alle bei seinem Scheiden zugegen seien. Dann legte er noch einmal ein feierliches Bekenntniß seines Glaubens ab und belete das „Dies irae“, bis zum Verse „Oro supplex et acclinis“. Hierauf trat ein kurzer Todeskampf ein, und dann gab er ganz friedlich und ruhig seinen Geist in die Hände seines Schöpfers, um ein viertel vor sieben Uhr, Abends am Freitag, den 19. Januar, 1720.
(Schluß folgt.)



Maria ist die Tochter jener heiligen Mutter Anna, deren Hand, unverfehrt bis auf den heutigen Tag, in einer Kirche Wiens der öffentlichen Verehrung ausgesetzt, der Gnaden unaussprechlich viele fort und fort austheilt, der Wunder unzählbare immerwährend wirkt.—Soll die Hand der Tochter weniger gnadenreich sein?

Heiligstes Herz Mariä öffne Dich und ströme auf uns herab den Thau Deines Segens, den Regen Deiner Gnade; ihr aber liebe Christen, öffnet auch eure Herzen, um mit Ruhe und Stille, um mit der größten Aufmerksamkeit ausharrend bis zum Ende, bis zum Schlusse jene Gnaden aufzunehmen! Ave Maria!

Lauretaniſche Litanei.

(Für die Rundſchau geſchrieben.)

„**S**ehre Himmelskönigin,
Heilige Maria!
Unſ're Frau und Mittlerin,
Gottes Sohn Gebälerin,
Bitt für uns Maria.“

„Mutter Chriſti gnadenreich,
Heilige Maria!
Lenk uns Deinem Vorbild gleich,
Führe uns zum Himmelreich,
Bitt für uns Maria!“

„Reinheit—deine ſchönſte Zierde,
Heilige Maria!
Keuſchheit—deine höchſte Würde;
Fromm truſt du die Lebensbürde;
Bitt für uns Maria.“

„Unbefleckt haſt Du empfangen,
Heilige Maria!
Lieblich blühen Deine Wangen,
Deine Jugend kennt nicht Bangen,
Bitt für uns Maria.“

„Was der Welt verheißen war,
Heilige Maria!
Unſer Schöpfer machte wahr,
Durch die Jungfrau wunderbar,
Bitt für uns Maria.“

„Der Erlöſer ward geboren,
Heilige Maria!
Um zu retten, was verloren,
Du, zur Mutter auserkoren,
Bitt für uns Maria.“

„Jungfrau Du der Jungfrau'n heißt,
Heilige Maria!
Alle Welt Dir Lob erweißt,
Deine Ehr und Weiſheit preißt,
Bitt für uns Maria.“

„Mächtig, gütig und getreu,
Heilige Maria!
Zu dir flehen wir auf's neu,
Deine Fürbitte uns erfreu',
Bitt für uns Maria.“

„Spiegel der Gerechtigkeit,
Heilige Maria!
Weiſheit und Glückſeligkeit
Birgſt nur Du in Ewigkeit,
Bitt für uns Maria.“

„Schönſte Roſe, die ich mein',
Heilige Maria!
Davids Thurm von Elfenbein,
Gold'nes Haus und Bundesſchrein,
Bitt für uns Maria.“

„Morgenſtern und Himmelsport,
Heilige Maria!
Heil der Kranken, Zufluchtsort
Aller Sünder, immerfort
Bitt für uns Maria.“

„Tröſterin im Thränenthal,
Heilige Maria!
Helferin der Chriſten all'
Lindre unſ're Seelenqual,
Bitt für uns Maria.“

„Die hoch über Engeln thront,
Heilige Maria!
Bei den Patriarchen wohnt,
Worte der Propheten lohnt,
Bitt für uns Maria.“

„Deren Blut für Jeſu Chriſt,
Heilige Maria!
Dermaleinſt geſloſſen iſt
Heil'gentönigin du biſt,
Bitt für uns Maria.“

„Königin der Jungfrauſchaft
Heilige Maria!
Nie von einer Sünd behaſt',
Leih' zu edlem Thun uns Kraſt,
Bitt für uns Maria.“

„Dir geweiht das Leben ganz
Heilige Maria!
Durch den heil'gen Roſenkranz
Führſt du uns zum Himmelsglanz,
Bitt für uns Maria.“

Großvater und Enkel.

1. Verstoßen.

Blainsco-Hall, der Stammsitz der Wothington von Blainsco, beherrscht einen fremdblichen Thalgrund unweit der alten Stadt Wigan, welche in der Geschichte Lancashire's eine bedeutende Rolle spielt. Das herrschaftliche Haus, dessen Front und Plankeithürme aus dem rothen Sandsteine der Gegend zierlich im frühesten Tudorstil aufgeführt sind, lehnt sich malerisch an einen bewaldeten Hügel und hat sein stolzes Aussehen bewahrt, wenn auch die Tage seines einstigen Glanzes, aus deren Reizezeit wir einige bewegte Scenen erzählen wollen, längst vorüber sind. Der Hauptsache nach werden wir treu den Mittheilungen zeitgenössischer Schriftsteller folgen, die uns vielfach sogar die Reden und Antworten der handelnden Personen aufzeichnen.

Es war am Vorabende des gnadenreichen Christfestes im Jahre 1583. Ein schneidender Nordwest wälzte schwere Wolkennmassen von der Frischen See her über das flache Küstenland von Lancashire und peitschte Schnee und Regen wider die Hügelketten von Wigan, welche dem wilden Gefellen das erste Hinderniß auf seiner stürmischen Bahn in den Weg legten. Wer bei diesem Unwetter nicht hinaus mußte, blieb sicher am wohnlichen Herde. Um so auffallender war es, daß in Blainsco-Hall offenbar Anstalten zum Empfange zahlreicher Gäste getroffen wurden. Die weite Halle war festlich geschmückt, und in dem großen Marmorfamiene loderte ein mächtiges Feuer, das Licht und Wärme durch den hochgewölbten Raum strahlte. In seinem flackernden Widerscheine flammten alte Waffenrüstungen an den Wänden und schaute manch geharnischter Ritter und manche züchtige Edelfrau in den steifen Trachten längst vergangener Tage auf die Blätte nieder, in der sie einst lebten u. lebten.

Das waren die Ahnen der Wothington von Blainsco, einer Familie, die immer noch zu den reichsten und angesehensten von Mittel-Lancashire zählte, obgleich es seit dem Ausbruche der religiösen Wirren in England auch über diesem katholischen Hause wie eine gewitterschwere Wolke hing. Der alte ehrliche Tom, von Kindesbeinen auf Diener im Hause, hatte eben die Tafel gedeckt—denn das vertraute er keinem der jüngeren Bedienten an—und führte nun nochmals die Gedecke musterdend, seiner Gewohnheit gemäß ein Selbstgespräch. „So, Tom,“ sagte er sich selbst lobend, „das hast du gut gemacht! Hier für die Gerards, aber nicht für Sir Thomas, der neulich seinen eigenen Bruder in die protestantische Predigt schleppen ließ; hier für die Walmesleys, prächtige Leute vom echten alten Lancashire-schlage; hier für die Molineux—Lord und Lady Braidsshaig pfliegen sonst hier zu sitzen, aber seit sie kezerisch wurden, kann man sie auf eine solche Gelegenheit wie heute nicht einladen—, und hier für Mylady, und ganz oben, am Platze des alten Sir Richard, der glücklicherweise seit zwei Tagen nach Bradshaw-Hall ging, für unsern jungen Herrn Sir John, der heute Nacht seine erste heilige Communion empfängt, und neben ihm für den Priester. Wie ich mich freue, den hochwürdigen Herrn wieder zu sehen! Ich habe ihn ja als Kind auf meinen Armen getragen. Da, das ist der Becher, den ihm die Ahnfrau, Gott habe sie selig, zu seiner ersten Communion schenkte. Was man doch alt wird; ich meine, es sei erst gestern gewesen! So—jetzt noch die silbernen Leuchter mit den Wachslöchtern. Wie all das reiche Tafelgeschirr und die Pokale funkeln! Ja ja, wer weiß, wie lange diese Herrlichkeit noch hier steht; die Commissäre strecken schon gierig ihre Finger darnach, und ich erlebe es am Ende noch, daß sie kommen und alles forttragen und Haus und Hof versteinern, wie sie es schon mit so

manchem katholischen Edelstige gethan haben.—Man kann dem alten Sir Richard am Ende seine bösen Launen nicht ganz verdenken. Es ist übrigens gut, und das hat Mylady prächtig eingerichtet, daß er über Weihnachten nicht im Hause weilt; wer weiß, ob er uns die schöne Feier nicht verberbt hätte!“ Während der alte Diener so für sich plauderte, rückte er noch dies und das zurecht und wollte eben mit einem zufriedenen Lächeln auf den gutmüthigen Züngen die Halle verlassen, als plötzlich Hufschlag vom Hofe heraufstunte und wenige Minuten später Sir Richard dem erschrockenen Tom entgegentrat.

Der alte Herr von Blainsco-Hall hatte freilich seine bösen Launen, wie wir von dem ehrlichen Diener hörten. In ruhigen Zeiten wäre Sir Richard ein ganz vortrefflicher Mann gewesen; aber in den damaligen Tagen des Sturmes war seine furchtsame, zu Mißtrauen geneigte Natur sich selbst und seiner Umgebung zur Qual. Bis an die äußersten Grenzen des Erlaubten und wohl auch darüber hinaus nachgiebig, war er zwar bis jetzt den unerschwinglichen Selbststrafen entgangen, durch welche die Königin Elisabeth seit vielen Jahren schon die Katholiken zur Aufnahme ihrer Staatsreligion preßte. Sollte ihm das aber auch fürderhin gelingen, ohne öffentlich den Glauben seiner Väter zu opfern, dem er in seinem Herzen ergeben war und dem die übrigen Glieder seiner Familie treu anhängen? Das Opfer seines Glaubens oder das Opfer seines Wohlstandes, das war die gefährdete Alternative, welche mit jedem Tage drohender vor den Geist des furchtsamen Greises trat und welche ihn nachgerade in eine fast krankhafte Aufregung versetzte. Wir begreifen daher, weshalb Lady Worthington den alten Mann veranlaßte, einer Einladung auf einen benachbarten Edelstiz Folge zu geben; denn bei der Weihnachtsfeier, welche sie schon lange geplant, durfte er nicht gegenwärtig sein.

Und nun war er doch ganz unerwartet zurückgekommen! Der ehrliche Tom er-

schrack bei seinem plötzlichen Erscheinen so sehr, daß beinahe der Leuchter seiner Hand entfallen wäre. Aber er saßte sich und wollte seinem Herrn, der mit dem Ausdruck des höchsten Befremdens die geschnückte Halle und die strahlende Tafel erblickte, rasch ausweichen. Es war jedoch zu spät; er mußte ihm Rede und Antwort stehen.

„Was geht denn hier vor?“ fragte Sir Richard, Hut und Mantel abwerfend. „Wozu diese Anstalten?“

„Die Tafel wurde für einige Gäste gedeckt, die man auf heute erwartet“ antwortete der Diener.

„Für Gäste—und was feiert man denn für ein Fest ohne mein Wissen?“ forschte der alte Herr, dessen Stirnader bedenklich zu schwellen begann.

„Das hohe Christfest, Mylord, und zu dem soll ja der junge Herr heute Nacht seine erste heilige Communion empfangen; dazu wollte Mylady einige befreundete Familien einladen.“ erklärte Tom, mit Schrecken den aufflammenden Zorn des Greises gewahrend.

„So,“ brach dieser los, „wirklich! Dafür hat man mich also nach Bradshaw Hall geschickt! Offene Weihnachtsmesse und Communion in Zeiten wie diese—es ist zum wahnwitzig werden!“ Und er stieß seinen Fuß gegen die Steinfließen, daß die Sporen der Reitstiefel klirrten. „Wer sind die Eingeladenen?“ fragte er dann den Diener, der erschrocken ihre Namen nannte. „Augenblicklich sollen einige Knechte aufsitzen und die Einladung abmelden, weil—nun, weil ich einer Hausfuchung zu jeder Stunde gewärtig bin.—Wo ist Lady Worthington?“

„Im blauen Eckzimmer, Mylord,“ jagte dieser und schaute verblüfft seinem Herrn nach, der hastigen Schrittes quer durch die Halle der bezeichneten Thüre zueilte. „Es ahnte mir doch immer, daß etwas dazwischen kommen müsse; das Fest wäre so schön gewesen für die jetzigen Zeiten. Mein Gott, was wird die gute Frau für einen bit-

tern Abend erleben, und erst sein Sohn— wann er wirklich kömmt; ich mag gar nicht an den Empfang denken.' Kopfschüttelnd schaute er nochmals auf die schön geordnete Tafel und seufzte: „Alles umsonst!“ Dann ging er, um die Reitknechte zu schicken.

Lady Worthington, die Schwiegertochter des alten Herrn, ahnte nicht, was ihr bevorstand. Während des eben erzählten Aufstrittes war sie mit ihrem Sohne John, einem frischen Knaben von kaum elf Jahren, geschäftig, den Altar für die langersehnte Feier zu schmücken. Von einem aus kostbarem Holze zierlich gearbeiteten Tische hob die Dame das schön geschnitzte Gestell ab, das die Rückwand bedeckte und gewöhnlich kostbare Gläser und Pokale trug, schraubte die mit Elfenbein und Perlmutter eingelegten Deckplatten los—und da funkelte im Kerzenscheine das reichvergoldete Bildwerk eines alten gothischen Altars mit seinen kunstfertigen Schnitzereien und reichen Reliquiarien dem erstaunten Blicke entgegen.

„O wie schön!“ jubelte der Knabe, und sein großes, blaues Auge glänzte vor Freude beim Anblicke dieses herrlichen Heiligtums. „Und siehst du, liebe Mutter,“ sagte er, auf eine Gruppe des Schreines deutend, „da ist auch das liebe Christkindlein und die liebe Mutter Gottes und der heilige Joseph, und die Hirten bringen ihm ein Lamm, und darüber singen die Engel: Gloria in excelsis Deo! wie es auf dem Bilde steht, das sie in den Händen halten. Ach, daß wir den schönen Altar immer verbergen müssen! Wie gerne würde ich täglich vor ihm knien und beten! Aber nicht wahr, bis ich einmal Priester bin, wie der Onkel, der heute Nacht kommt, ist die böse Königin in London schon lange gestorben, und dann darf ich offen an diesem Altare Messe lesen?“

„Bitte heute Nacht nur recht sehr das liebe Christkindlein, das zum erstenmale in dein Herz einkehrt, es möge unserer Heimath den Frieden schenken und ihr den alten ka-

tholischen Glauben bewahren,“ mahnte ernst die Mutter.

„Gewiß, das werde ich thun, und auch für dich will ich beten und für den lieben Vater, der zur See ist, und für den Großvater und für alle, wie du es mir gesagt hast.

Aber für die Königin, welche die Priester hängen läßt, mag ich nicht beten,“ sagte der Knabe.

„Wie?“ Weiß mein John nicht, daß wir unsere Feinde lieben müssen? Hat denn der liebe Heiland nicht auch für diejenigen gebetet, die ihn an das Kreuz schlugen?“ lautete die ernste Gegenfrage.

„Gut, Mutter,“ begütigte der Knabe. „Weil du es willst, will ich auch für sie beten, daß sie sich bekehre.“

„Nicht weil ich es will, mein Kind,“ verbesserte die Mutter, „sondern weil der liebe Gott es will. Und nun reiche mir die Leuchter her und hilf mir die Tücher über den Altarstein breiten—es sind Reliquien heiliger Martyrer darin—und dahin gehört das Rissen mit dem Meßbuche, und stelle die Rännchen und das Glöcklein zurecht—so, jetzt sind wir fertig. Nun wollen wir uns zusammen dem Altare gegenüber setzen und du magst mir etwas aus dem „Garten der Seele“ vorlesen, bis dein Onkel ankommt, den ich jeden Augenblick erwarte.“

Der Knabe hatte noch nicht lange gelesen, als die Thüre des kleinen Vorzimmers, welches das Gemach mit der Halle verband, hastig aufgerissen wurde. „Er kommt!“ jubelte der Knabe und sprang auf die Thüre zu; aber statt des Erwarteten trat außs höchste erregt, Sir Richard ein. Seine welken Züge waren noch bleicher als gewöhnlich, und die farblosen Lippen bebten. Wie John ihn erblickte, blieb er enttäuscht mitten im Zimmer stehen und sagte: „Es ist der Großvater!“

„Ja, es ist der Großvater,“ erwiderte dieser bitter. „Ist es dir nicht lieb, Kind, daß es der Großvater ist? Gehe nun auf deine Kammer, ich habe mit deiner Mutter etwas zu reden.“

Als der Knabe fort war, wandte sich der

alte Herr an Lady Worthington, die bei seinem ersten Anblicke die Farbe wechselte, jetzt aber bereits die Fassung wieder gewonnen hatte.

„Ich bin wohl nicht sehr willkommen diesen Abend, Mylady“ hob er an. „Aber ich konnte nicht ahnen, wie störend meine Ankunft in meinem eigenen Hause sein werde. Was geht denn hier vor, wenn man das wissen darf?“

Die Dame antwortete auf diese in ungewöhnlichem Tone gesprochenen Worte mit Ruhe und Offenheit: „Es thut mir leid, Mylord, wenn ich Euch durch das kleine Fest beleidigt habe, das wir diese Nacht begeben. Nur zu gerne hätte ich Euch dazu eingeladen; denn bei der ersten heiligen Kommunion des Enkels darf eigentlich der Großvater nicht fehlen. Aber, um es ohne Umkehr zu gestehen: ich fürchtete von Eurer Seite Einsprache, und so mußte ich wohl, wenn auch ungern, auf Eure Gegenwart verzichten.“

„Wirklich, meine Gnädige, Ihr fürchtet Einsprache von meiner Seite, und da beschloßet Ihr, den alten, unliebhaften Querskopf, der dann und wann die Unbescheidenheit hat, anderer Meinung zu sein als die Fanatiker, nach Bradshaw-Hall zu schicken? Allerliebste!“ Hierauf änderte der Greis plötzlich den Ton, in welchem er bisher geredet hatte, trat hart an seine Schwiegertochter heran und sagte mit vor Aufregung bebender Stimme: „Wollt Ihr denn mit Gewalt meine Familie in das Verderben stürzen? Feierliche erste Kommunion in Zeiten, wie den unserigen, und das noch in der ganzen Gegend ausposaunen, ist in der That noch mehr, als ich selbst Eurem Fanatismus zugetraut hätte!“

„Daß man auf den Christabend einige zuverlässigen Nachbarn zum Besuche einladet, ist doch nichts so Ungewöhnliches,“ entgegnete ruhig die Dame.

„Zuverlässig!“ rief Sir Richard. Wer ist heutzutage zuverlässig? Daß man aber alle k a t h o l i s c h e n Familien der Umgegend einladet, ist ungewöhnlich genug,

und daß man sie einladet, um Zeugen zu sein, wie man im Hause der Worthington den Gesetzen Ihrer Majestät zum Hohne Messe liest und andere Thorheiten begeht, auf denen die Strafe des Hochverrathes steht,—das ist Tollkühnheit, ist Wahnsinn!“

„Mylord, Eure Aufregung entschuldigt diese Ausdrücke,“ erwiderte die Dame eröthend. „Ich dachte, die feierliche Wiederholung der Taufgelübde, welche der ersten heiligen Kommunion vorangeht, werde dazu beitragen, den einen oder andern der Eingeladenen in dem treuen Bekenntnisse seines Glaubens zu bestärken.“

„Prächtig, daran erkenne ich die Schwester des Gründers der englischen Priesterseminare auf dem Festlande“, höhnte der Greis seine Schwiegertochter, die in der That eine Schwester Dr. Allens, des um die katholische Kirche Englands hochverdienten späteren Cardinals, war. „Und unter die Wankenden, die im Glauben bestärkt werden sollen, gehöre auch ich—wie? Aber freilich, man konnte mich leider aus bereits eingetragenen Gründen nicht einladen!“

Lady Worthington antwortete nicht; es zuckte nur schmerzlich um ihre Lippen, und ihr seelenvolles Auge schaute ernst auf Sir Richard, der ihren Blick vermeidend fortfuhr: „Es thut mir leid, Mylady, daß die so wohl vorbereitete rührende Scene unterbleiben muß. Die Voten sind bereits fort, um die Eingeladenen abzubestellen; ruhig, meine Liebe!—Ich habe vielleicht durch diesen Schritt etwas in die Rechte der Dame des Hauses eingegriffen; allein dieser Brief, der mir heute Nachmittag zuging und der meine so unerwartete Rückkehr veranlaßte, wird mich wohl entschuldigen.“

Während die Dame die dargebotenen Zeilen durchsah, warf sich Sir Richard in einen Stuhl am Kamine. Als sie dieselben nach wenigen Minuten ruhig fallete und zurückgab, fragte er, mit einer Handbewegung zum Sigen einladend: „Nun, was meint meine kluge Schwiegertochter zu dieser Auforderung?“

„Ich habe sie schon längst erwartet,“ ant-

wortete Lady Worthington. „Eure Zwischenstellung war ohnehin auf die Dauer unhaltbar, und um es offen zu sagen, freue ich mich, daß Ihr nun genöthigt seid, entchieden auf die Seite der Katholiken zu treten.“

„Ha, sie freut sich, daß die alte Familie der Worthington von Blainsco zu Grunde geht!“ rief der Greis und stieß das Feuerzeichen in die Brände, daß die Funken aufwirbelten.

Ich freue mich, Mylord, daß unsere Familie Jesu Christo zeigen kann, auch sie halte die Treue gegen seine Kirche höher als irdisches Gut,“ lautete die edle Antwort.

„Meint Ihr also, ich solle mich pfänden lassen, für jedes Jahr 3250 Pfund, nur weil ich mich weigere, hin und wieder eine nicht gerade römische Predigt anzuhören, die unerschwinglichen Summen für den Empfang der Sacramente nicht zu erwähnen? Meint Ihr wirklich, ich solle binnen wenigen Jahren in meinem hohen Alter am Bettelstabe die schönen Güter meiner Ahnen verlassen, um nach unseren Gesetzen erst gepeitscht, dann mit glühendem Eisen gebrannt und endlich aus England als Verbannter verjagt zu werden? Nein und abermals nein! Damit wäre wahrlich der katholischen Sache wenig gedient. Laßt mich aussprechen; Ihr werdet dann sehen, daß ich es mit ihr besser meine, als Ihr vermuthet. Sehet Ihr denn nicht, wie unsere Feinde alle Hebel in Bewegung setzen, um eine katholische Familie nach der andern zu vernichten? Mit dem Häuflein geächteter Bettler werden sie gewonnenes Spiel haben. Aber mit dem Worthington soll es ihnen nicht glücken! Solange ich lebe, sollen sie hier keinen Heller Strafgeld eintreiben, und ich denke dadurch, daß ich dem Ruine einer alten katholischen Familie steuere, der Kirche mehr zu nützen, als durch das bischen Bekennerthum der Fanatiker. Hört mich zu Ende, Mylady—es ist gut, daß wir uns verständigen! Ich bin in meinem Herzen so gut katholisch als Euer Bruder in Rheims, wenn ich es auch aus wohlüberlegter Klugheit seit

länger nach außen wenig zeigte und in Zukunft vielleicht noch weniger zeigen werde. Der Marquis of Winchester gab einst einem französischen Höslinge in meiner Gegenwart auf die Frage, wie es ihm möglich gewesen, in allen den verschiedenen Regierungen von Heinrich VII. bis auf Elisabeth stets in der Gunst des Hofes zu steigen, die treffende Antwort: „Ich war eine Weibe und nicht eine Eiche.“ Dieses Wort des klugen Mannes habe ich mir zum Wahlspruche erkoren: ich werde mich vor dem Sturme beugen. Wenn er vorüber brauste, so kann ich mein Haupt wieder erheben; die trotzig-eiche aber steht nicht mehr auf. Bald, so wünsche ich ja auch, kann ein neues, der alten Kirche günstigeres Regiment kommen; vielleicht gelingt es der gefangenen Schottenkönigin Maria doch noch, sich die Krone aufs Haupt zu setzen—und dann wird es mir die Kirche danken, daß ich das schöne Vermögen unseres Hauses dem keckerischen Fiscus nicht in den Schooß warf.“

„Und das Wort des charakterlosen Höslinge, der aus Politik viermal seine Religion wechselte, will sich ein Worthington zum Wahlspruche wählen?“ sagte die Dame entrüstet. „Mylord, der Sinn Eurer Rede ist ein sehr trauriger: Ihr seid entschlossen, in Zukunft dem protestantischen Gottesdienste beizuwohnen, und das gilt als gleichbedeutend mit dem Abfalle vom Glauben.“

„Freilich, so wird man es mir auslegen! Aber wer treibt mich denn zu diesem Schritte? Da steht, der Prediger und die Herren von Wigan ließen mich gegen ein gut Stück Geld bisher in Ruhe. Und nun muß vom Staatssekretär Lord Burghley ein eigenhändiges Schreiben an den Obersheriff von Lancashire kommen mit der Anzeige, daß mein Sohn als römischer Priester den Boden Englands betreten habe, und mit der Aufforderung, auf den verdächtigen Vater des Hochverräthers ein wachsameres Auge zu haben. Ich fürchtete immer, Thomas werde der Unstern unseres Hauses sein. Seit dem Tage, da er Drjford verließ,

um jenseits des Kanals in das Seminar von Douay zu treten, das Euer Bruder unferer Königin wie zum Hohne vor die Nase baute, als ob sie nicht schon genug gereizt wäre,—seit jenem Tage fürchtete ich beständig, Thomas werde auch noch den Wahnsinn haben, herüberzukommen und so uns alle in sein blutiges Verhängniß zu verstricken. Hängt doch die Strafe des Hochverraths nicht bloß über ihm, sondern über allen, welche ihm Unterkunft und Hilfe bieten, ja selbst über denjenigen, welche ihn nicht den Gerichten überliefern!“

Lady Worthington lastete es bei diesen Reden ihres Schwiegervaters wie ein Alp auf der Brust. Der Sohn, von dem der Greis sprach, konnte ja jeden Augenblick ankommen, und sie zitterte bei dem Gedanken an dieses Wiedersehen. Sie mußte es versuchen, ein Wort der Vorbereitung zu sagen, und fragte daher mit bebender Stimme: „Und wenn nun Euer Sohn Thomas diese Nacht nach Blainsec-Hall käme—was würdet Ihr thun?“

„Was ich thun würde? Beim Himmel, ich weiß es nicht! Aber keine Stunde dürfte er mir im Hause weilen.“ Dann durchzuckte ein plötzlicher Gedanke den alten Herrn; er sprang von seinem Stuhle auf und rief, krampfhaft die Hand der Schwiegertochter fassend: „Wie? Er ist doch nicht der Priester, sondern hier der Altar bereitet steht?“

„Doch, Mylord, an diesem Altare wird Euer Sohn das erste Mal im väterlichen Hause das heilige Messopfer darbringen: ich erwarte ihn jeden Augenblick.“

„Ha!“ rief der Alte und schlug sich vor die Stirne. „Und das habt Ihr eingesäbelt! Wenn nun die Häsher kommen, die ihm schon auf der Spur sind und ihn und uns alle ergreifen? Ich muß hinunter, das Thor soll verrammelt werden; es soll mir diese Nacht kein Mensch über die Schwelle.“

Sir Richard wollte fort, aber die Dame hielt ihn zurück. „Bleibt,“ flehte sie, „handelt nicht in dieser Aufregung! Hört doch, wie der Wintersturm an den Fenstern rüttelt!

Auf Eurer Todtbette müßte Euch ja der Gedanke in Verzweiflung stürzen: ich habe einem Priester, meinem Sohne, in solchem Unwetter das Haus versagt. Leset doch diese Zeilen hier und seht in ihnen, wie sehr er sich freut und sehnt, das Haus seiner Väter wieder zu sehen!“

Der Greis entriß ihr den Brief und warf ihn zerknittert in die Flamme des Kamins.

„Auch noch Briefe, die uns verrathen,“ stöhnte er. „Laßt mich los—das Heil unserer Familie steht auf dem Spiele!“

„Es steht noch viel mehr auf dem Spiele“, erwiderte sie mit Wärme,—„das Heil Eurer unsterblichen Seele steht auf dem Spiele, Mylord.“

Aber er riß sich los und wollte hinaus, als die Thüre sich öffnete und der kleine John eintrat und sagte: „Kommet doch in die Halle hinunter, um die schönen Weihnachtslieder zu hören, die ein fremder Mann zur Laute singt!“

„Er ist es!“ rief Lady Worthington, welche wußte, daß der Priester als Sänger verkleidet kommen würde, wie sie in England auf Weihnachten den Christmaß-Carol singend von Haus zu Haus ziehen.

„Zu spät!“ klagte Sir Richard. „Er ist in meinem Hause! Wissen die Diener, wer der Sänger ist?“

„Niemand weiß es, außer dem alten Tom“, antwortete die Dame.

„So führe den fremden Mann, sobald er sein Lied geendet, zu uns herauf, John“, sagte der Greis zu dem Knaben, welcher, die ungewöhnliche Aufregung bemerkend, erschrocken zu seinem Großvater empor sah.

Der Knabe ging. Durch die offenen Thüren tönte jetzt eine klangvolle Männerstimme, die mit schlichtem, frommem Ausdruck folgende Zeilen eines alten englischen Volksliedes sang:

Die Hirten sind wohl auf der Wacht
Im Feld bei Nacht und Wind;
Da ladet sie die Engelschaar
Zum neugebornen Kind.

Die Hirten zieh'n bei frohem Schall
Der Flöten und Schalmei'n
Nach Bethlehem zu einem Stall—
Dort liegt das Kindelein !

Die Hirten seh'n bei Anstret Frau
Sanct Joseph betend knie'n—
Da werfen auch sie in Demuth stumm
Sich vor die Krippe hin.

Die Hirten sängen das Engellied :
„Geboren ist das Kind !
Dem Höchsten Ehre, den Menschen Fried',
Die guten Willens sind !“

Die milden Klänge des frommen Hirten-
liedes bildeten einen sonderbaren Gegensatz
zu der Stimmung, in der sie von dem Vater
des Sängers gehört wurden; dennoch blie-
ben sie nicht ohne jeden Wiederhall in sei-
ner Brust. Aber der Greis, dessen Herz mit
tausend Ketten sich an diese Erde geschnie-
det hatte, kämpfte die Regung der Gnade
nieder, und als das Lied zu Ende war, sagte
er düster vor sich hin : „Ich kann nicht an-
ders—er muß aus meinem Hause fort !“

Schritte nahen, und einen Augenblick spä-
ter standen sich Vater und Sohn gegenüber.

Mit der Freude des Wiedersehens auf
seinen offenen, edeln Zügen nahte sich der
Angekommene dem Greise ; aber ein einzi-
ger Blick in das bleiche, verbüßerte Anlich
jagte ihm alles. Die Arme, die sich geöffnet
hatten, um den Vater zu umfassen, sanken
nieder, und schmerzlich zuckte es um die
seiner geschnittenen Lippen des Priesters, als
er die Worte sprach : „Ich scheine dir kein
willkommener Gast, Vater. Du zürnst mir
immer noch, weil ich ohne deine Erlaubniß
nach Douay ging und Priester wurde.
Aber der Ruf Gottes erging zu deutlich an
mich, ich mußte folgen ; verzeihe mir also
und bringe auch du das Opfer, welches der
Herr von dir wie von mir verlangt.“

„Der Ruf Gottes!“ wiederholte der Greis
ungläubig. „Deine Schwärmererei ist
es, die uns alle ins Verderben stürzt !
Weißt du denn nicht, daß deine Ankunft hier
den Untergang deiner Familie veranlassen
wird ? Hast du meinen Brief nicht empfan-
gen, in dem ich dich mit Enterbung be-

drohte, wenn du deinen Fuß auf englischen
Boden setzen würdest ?“

„Ich erhielt ihn, Vater ; aber der Gehor-
sam, den ich meinen geistlichen Obern
schulde, und meine Sehnsucht, am Heile
meiner Heimath zu arbeiten, führten mich
dennoch hierher“, antwortete der Priester
ruhig.

„So wisse denn, daß ich dich von heute
an nicht mehr als meinen Sohn betrachte“,
rief Sir Richard ; „ich enterbe dich und ich
befehle dir, augenblicklich dieses Haus zu
verlassen, das deine Anwesenheit zu verder-
ben droht !“

In athemloser Spannung war bisher
Lady Worthington dem peinlichen Austritte
gefolgt ; jetzt warf sie sich zwischen den zür-
nenden Vater und seinen Sohn, der mit
Thränen im Auge das harte Wort hinnahm
und sich der Thüre zuwenden wollte.
„Halt, Halt!“ rief sie, „es kann nicht Euer
Ernst sein, Mylord ; in diese schreckliche
Nacht hinaus jagt der Besizer von Blair-
co-Hall keinen Bettler, geschweige denn sein
eigenes Fleisch und Blut, und noch viel weniger
einen Gesalbten des Herrn ! Komm, John,
mein Kind, hilf mir den Großvater erbitten,
daß er den Fluch dieser That nicht auf seine
Seele lade !“ Der Knabe kniete mit seiner
Mutter nieder und weinte und flehte, aber
umsonst ; Sir Richard wiederholte das
Wort, welches seinen Sohn verstieß.

„Laßt es gut sein, Mylady,“ sagte dieser ;
„ich danke Euch und Eurem Knaben für
Eure Theilnahme. Es ist wahr, diese
Stunde ist die bitterste, die ich noch erlebte,
und doch habe ich mich so auf sie gefreut !—
Ich gehe, Vater, und möge Gott Euch verzei-
hen ! Ich fürchte, es wird eine Stunde kom-
men, da Ihr mich zurückruft, und ich weiß
nicht, ob dann Euer Wunsch sich erfüllt.
Lebt alle wohl und Gott sei mit euch !“

Entschlossen schritt der Priester der Thüre
zu. Als diese sich hinter ihm schloß, sank
der Greis wie vernichtet in einen Lehnstuhl
und jammerte halb verzweifelt : „Es muß
sein, es muß sein !“

Lady Worthington aber, die bisher ihr

empörtes Herz nur mit Mühe gebändiget hatte, trat vor Sir Richard hin und erklärte, daß auch sie mit ihrem Kinde Blainsco-Hall verlassen werde. „Ich mag nicht mehr mit einem Manne unter demselben Dache wohnen, der sein eigenes Kind verstoßt und seinen Glauben verräth. Komme, John!“ , sagte sie und eilte dem Priester nach.

Drunten an der Hausthüre traf sie ihn.

Der alte Tom, dem die hellen Thränen in den greisen Bart rollten, schloß ihm eben das Thor auf; der Wind fuhr heulend in die Hausflur und jagte den Männern breite Schneeflocken in das Antlitz. Die Dame wollte den Priester zurückhalten und der kleine John klammerte sich weinend an ihn;

allein umsonst war alles Bitten und Flehen.

„Es darf mir nicht besser gehen, als es meinem Heilande ging,“ sagte er mit mildem Ernste. „Von lieben Christkindlein, das wir heute Nacht erwarten, steht ja geschrieben: „Es kam in sein Eigenthum, und die Seinigen nahmen es nicht auf.“ Und er segnete die Jammernden und beugte sich zu dem laut weinenden Knaben nieder und machte ihm das Zeichen des heiligen Kreuzes auf Stirne, Mund und Brust; dann ging er in die sternlose Nacht hinaus, und seine Schritte verhallten bald im Brausen des Sturmes, der in den entblätterten Kronen der Bäume wühlte.

(Fortsetzung folgt.)



Für alle Tage.

Jeder Tag hat seine Last, jede Woche ihre Plage,

Doch ein Blick zum Herrn hinauf gibt dir Trost für alle Tage.

S o n n t a g s schaue Christum an, als der Seelen holde Sonne,
Und er überströmt dein Herz mild mit süßer Himmelswolke.

M o n t a g s wandle Jesu nach in des Tagewerks Geleise
Folgsam, wie der sanfte Mond um die Sonne geht im Kreise.

D i e n s t a g s sprich: Mein hoher Herr ist zu dienen hier erschienen,
Darum gerne will auch ich Gott und meinen Brüdern dienen.

M i t t w o c h s denke, wie er sprach: Ich bin in der Meinen Mitte,
Mitten in der Woche Mith' stärkt er deine müden Tritte.

D o n n e r s t a g s gedenke sein, wie er stillte Meer und Wetter,
Wenn die Donnerwolke droht, hast du ihn zum Freund und Retter.

F r e i t a g s wiß: an diesem Tage neigte sich voll Blut und Wunden,
Auch für dich sein edles Haupt, das ihm die Freiheit funden.

S a m s t a g s sprich: Herr, bleib bei uns, wenn die Sonne sinkt am Abend,
Also wird dein Wochenschluß gleich dem Anfang süß und labend.



Die Welt ist ein Meer, sagt der heilige Augustin, da gibt es Klippen, da gibt es Stürme. Welche Hand hat dein Lebensschifflein glücklich an den Klippen so vieler Gefahren vorübergeführt?—Welche Hand hat dich in so vielen Stürmen des Unglücks beschützt?—Welche Hand hat deine Lebensfahrt gesegnet?—Keine andere, als die Mutterhand Mariens!

Als der göttliche Heiland den Aposteln auf dem Meere wandelnd erschien, sprang Petrus aus dem Schiffe, sank aber im Wasser unter, da zog ihn der Herr mit seiner Hand aus den Fluthen an seine Brust.—Dies war die Hand des Herrn, ich kenne aber eine Mutterhand, die immer hilft, die Hand der allerseeligsten Jungfrau Maria, die alle Herzen an sich zieht!